Zwei Kreuzherren.

Vierter Band.

Zwei Kreuzherren.

Roman

von

Lucian Herbert

(Verfasser von „Cäsar und Napoleon III.", „Das Testament Peter des Großen",
„1831 oder Polens letzte Tage" etc.)

Vierter Band.

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

1881.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Der Amerikaner Julius Escher, oder, wie wir ihn mit seinem ursprünglichen Familiennamen wieder nennen wollen, der Fürst Edwin Eschingen, war von seiner italienischen Reise wieder nach Wien zurückgekehrt und daselbst häufiger Gast im Hause seiner nahen Verwandten, der Gräfin Glattau.

Als er eines Tages das gräfliche Palais in Mariahilf verließ, bog er, um nicht immer denselben Weg zu gehen, in eine Seitenstraße ein, und gelangte so in Kurzem aus dem Trubel der von einem ewigen Lärm erfüllten Hauptlinie in jene stillen Gassen, welche langsam gegen St. Ulrich abfallen und fast gar kein Wagengeräusch kennen. Da stehen noch Brunnen, die den

ganzen Tag über von wasserschöpfenden Dienstmädchen umstanden zu sein pflegen, in der Mitte der Gasse, und an den Häusern dieser letzteren sind mitunter wunderbar aussehende Heiligenbilder zu sehen. Die Gassen selbst, in welchen noch urwüchsiges Volksleben herrscht und der Greisler als Ladeninhaber die Hauptrolle spielt, haben manchmal gar seltsame Namen. So heißt beispielsweise die schmale und ziemlich abschüssige Straße, in welche Fürst Edwin jetzt einbiegt, Pelikangasse, und das kleine Haus in dieser Gasse, vor welchem der Fürst plötzlich überrascht stehen bleibt, führt das Schild „zum heiligen Vincenz“.

So grotesk aber auch der Heilige aussieht, er hätte doch kaum für sich allein die Aufmerksamkeit des vornehmen Spaziergängers auf sich gezogen. Was diesen festbannte, war ein profanes Bild, das in dem Fenster einer ebenerdigen Wohnung zur Schau ausgestellt war und gleichsam als Illustration einer kleinen Ankündigungstafel figurirte, auf welcher sich ein Maler dem Wohlwollen des Publikums empfahl. Auf der viereckigen Tafel war zu lesen, daß der Maler Josef Schwarz Portraits für die Kleinigkeit von

zehn Gulden anfertige. Um einen Beweis seiner Kunstfertigkeit zu geben, hatte der Maler ein schönes Frauenbild ausgestellt, das in der That sehr kunstvoll ausgeführt war. In einer belebten Straße der inneren Stadt ausgestellt, hätte dieses schöne Bild sicher jeden Vorübergehenden zum Stillstehen veranlaßt — in dieser einsamen, wenig begangenen Gegend erfüllte es nur halb seinen Zweck. Und nun kam plötzlich ein Mann daher, den der Anblick der lieblichen Züge, welchen das Bild zu reizendem Ausdrucke verholfen, fast zu Stein verwandelte.

Sobald sich der Fürst Edwin von seinem Staunen und der Bewegung, in welche ihn der Anblick des schönen Frauenantlitzes versetzt hatte, einigermaßen erholt hatte, ging er hastigen Schrittes auf das Innere des Hauses zu, erkletterte die vier Stufen, die zu der rechts vom Hausthore gelegenen Parterrewohnung führten und klopfte an diese an.

Ein lautes Herein schallte ihm entgegen, und als er daraufhin in das Zimmer eintrat, sah er sich einem etwa sechzigjährigen Manne gegenüber, dessen Antlitz ein dichter, schneeweißer Vollbart einrahmte.

Die beiden Männer standen einander eine geraume Weile sprachlos gegenüber, sichtlich bemüht, Einer in den Mienen des Andern zu lesen. Der Fürst hatte für diese Lectüre eine Art Anhaltspunkt in dem Bilde, das eben einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Aber auch der Andere war sichtlich betroffen, als er den Eindringling in's Auge faßte. Er schüttelte mit dem Kopfe und legte Pinsel und Palette, die er, bei der Arbeit überrascht, in der Hand gehalten, zur Seite.

„Sind Sie es oder nicht?" murmelte er, während sein Auge in dem Antlitze des Anderen festwurzelte.

„Sie scheinen mich also auch zu erkennen?" rief der Fürst lebhaft. „Dann sind Sie es — Herr Webster aus New-Orleans — nicht wahr?"

Der Maler nickte unmerklich mit dem Kopfe.

„Wenn ich Ihnen irgendwo begegnet wäre, hätte ich Sie nicht erkannt!" nahm der Fürst wieder das Wort. „Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit — damals waren Sie jung und bartlos — ein hoher Dreißiger oder angehender Vierziger —"

„Und heute bin ich ein verwildert aussehender Greis!“ ergänzte der Maler.

„Ich bin seither auch nicht jünger geworden!“ tröstete der Fürst.

„Neben mir nehmen Sie sich aus wie eine feste Burg neben einer Ruine!“ warf der Maler ein.

„Wie kommen Sie hieher?“ forschte der Fürst lebhaft. „Wie kommen Sie dazu, hier das Bild auszustellen, das mich so nahe berührt und mich auf Ihre Spur geführt hat?“

„Ein unwiderstehliches Heimweh hat mich vor zwölf Jahren nach Oesterreich zurück getrieben!“ beantwortete der Maler die Frage.

„Ein unwiderstehliches Heimweh?“ gegenfragte der Fürst verwundert. „Hätte ich Ihren Worten den Sinn unterzulegen, daß Sie Oesterreicher von Geburt sind?“

Der Maler nickte mit dem Kopfe.

„Warum haben Sie mir das vor zwanzig Jahren nicht gesagt, als Sie in New-Orleans meine Frau porträtirten?“ fragte der Fürst in vorwurfsvollem Tone. „Ich hätte mich gefreut, in Ihnen einen Landsmann zu begrüßen!“

„Sie sind kein Amerikaner?“ rief der Maler erschrocken und warf zugleich einen scheuen Blick auf sein Gegenüber. „Sie sind auch in Wien zu Hause?“

„Warum sagen Sie das mit einer Miene, als ob Ihnen diese Entdeckung unangenehm wäre?“ forschte der Fürst.

„Wenn ich geahnt hätte, daß Sie ein Oesterreicher sind, wäre ich vorhin nicht so offenherzig gewesen!“ murmelte der Maler zögernd.

„Was haben Sie für Gründe, mit Ihrer wahren Heimat hinter dem Berge zu halten?“ fragte der Fürst, „Wir haben uns zufällig vor Jahren in Amerika getroffen — welche Gefahr kann Ihnen aus unserer neuerlichen Begegnung auf Wiener Boden erwachsen? Welchen Nachtheil kann es Ihnen bringen, daß ich weiß, daß Sie ein Oesterreicher sind?“

Der Maler sah den Sprecher mißtrauisch an. Als ob jedoch in den Zügen des Letzteren etwas gelegen gewesen wäre, was ihm Vertrauen einflößte, so sagte er plötzlich rasch, Edwin die Hand entgegenstreckend:

„Ich glaube, daß ich Ihnen vertrauen kann!“

„Unbedingt!“ bekräftigte der Andere in nahezu feierlichem Tone. „Ich gebe Ihnen mein fürstliches Ehrenwort darauf, daß Ihnen aus der Offenherzigkeit, die Sie mir gegenüber allenfalls walten lassen würden, kein Schaden erwachsen soll!“

„Ihr fürstliches Ehrenwort?“ wiederholte der Maler verwirrt und betrachtete den Anderen von Neuem scheuen Blickes.

„Ich bin so frei, mich Ihnen als Fürst Eschingen vorzustellen!“ sagte Edwin verbindlich. Dann setzte er lächelnd hinzu: „Drüben über dem großen Wasser trug ich allerdings einen anderen, einfacheren Namen — da nannte ich mich schlechtweg Escher. Der Pflanzer Escher war es, der Sie vor zwanzig Jahren in New-Orleans aufsuchte und Sie mit der Aufgabe betraute, ihn und seine Frau zu malen. Sie hatten damals einen guten Namen als Porträtmaler in New-Orleans, und als ich eines Tages von meinem Landsitze nach der Hauptstadt Louisiana's kam und mich in dem Hotel erkundigte, welchen Maler man mir empfehlen könne, nannte man mir Ihren Namen. Ich begrüßte Sie und lud Sie ein, einige Wochen auf meiner

Pflanzung zuzubringen. Sie nahmen die Einladung an und waren vierzehn Tage mein Gast. Während dieser Zeit entstand das Bild, dessen Copie mich soeben veranlaßt hat, in Ihre Wohnung zu dringen".

„Es war das schönste, das idealste Frauenbild, das ich je fertig gemacht habe!" sagte der Maler, sich mit der flachen Hand über Stirne und Augen fahrend. „Ich habe daher auch, während ich für Sie das Porträt in Lebensgröße anfertigte, das herrliche Antlitz für mich selbst in verkleinertem Maßstabe auf die Leinwand geworfen, und wie Sie sich zu überzeugen Gelegenheit hatten, lege ich noch heute so großen Werth auf das Bild, daß ich es gleichsam als Lockvogel neben meiner Adresse an's Fenster stelle".

„Sie würden mich verbinden, wenn Sie es da wegnähmen und mir überließen! Ich bin bereit, Ihnen jede Summe dafür zu bezahlen!"

„Wir wollen später darüber sprechen!" meinte der Maler ausweichend. „Vor Allem liegt mir die Pflicht ob, Sie mit meinem wahren Namen bekannt zu machen, nachdem Sie die Güte hatten, sich mir vorzustellen. Ich rechne dabei, wie gesagt, auf Ihre Discretion, denn wenn

es aufkäme, wer ich eigentlich bin, könnte mir das nicht nur sehr nachtheilig werden, sondern mich sogar auf meine alten Tage zur Flucht aus Oesterreich nöthigen!"

„Gott wolle verhüten, daß ich je Ursache würde, daß Sie noch einmal nach dem Wanderstabe greifen müßten!" warf der Fürst lebhaft ein.

„Ich vertraue Ihnen!" versicherte der Maler. „So erfahren Sie denn, daß ich aus einer altadeligen französischen Familie abstamme, welche während der Revolution auswanderte. Ich heiße von Hause aus Chevalier de Brionne".

Der Fürst verneigte sich höflich.

„Jetzt erkläre ich mir das schöne Französisch, das Sie sprechen!" sagte er lächelnd. „Ihr Englisch klang mir immer etwas fremdartig, aber das Französische sprachen Sie so, als ob Sie zur französischen Colonie in New-Orleans gehörten!"

„Das gute Französisch habe ich von meinem Vater!" sagte der Maler mit unverkennbarer Rührung und feuchten Auges. „Er starb früh, nachdem er längst den adeligen Familiennamen abgelegt und sich einfach Braun genannt hatte, da er die Führung des adeligen Namens mit der

bürgerlichen Beschäftigung, die er als verarmter Emigrant ergreifen mußte, unverträglich fand. Unter dem Namen Braun studirte ich — unter dem Namen Braun wurde ich Mitglied des ritterlichen Kreuzherrenordens".

Ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte Edwin.

„Sie sind Geistlicher?" rief er lebhaft.

„Entlaufener Geistlicher!" murmelte der Maler, um nach einer kurzen Pause hinzuzusetzen: „Begreifen Sie nun, daß ich Ursache habe, streng auf mein Incognito zu achten? Wenn der Kreuzherrenorden erführe, daß Pater Richard Braun, der vor 36 Jahren davongegangen ist und seither spurlos verschwunden schien, in Wien sich unter dem Namen Schwarz als Maler aufhalte, könnte er mich reclamiren. Noch immer reicht der Arm der Kirche weit in Oesterreich — zum mindesten würde die Sache Aufsehen machen, und ich alter Mann scheue alles Aufsehen. Ich habe nur noch einen Wunsch — ich möchte ruhig in Wien sterben!"

„An mir soll es nicht liegen, daß Sie nicht noch lange Jahre in unangefochtener Ruhe in Wien leben können!" bemerkte der Fürst ernst.

„Ich kann nur wiederholen, daß ich nicht das

geringste Mißtrauen mehr in Sie setze!" versicherte der Maler. Nach einigem Nachdenken fügte er bei: „Es war doch ein merkwürdiger Zufall, der uns Beide in Amerika zusammenführte. Denn wenn ich erwäge, daß Sie drüben Ihren Rang und Namen ablegten, wenn ich mir das herrliche Wesen vergegenwärtige, das drüben für Ihre Frau galt, so will mich bedünken, daß Sie aus ähnlichen Gründen dem europäischen Continent den Rücken kehrten wie ich!"

„Welche Gründe waren für Sie maßgebend, als Sie die alte Welt verließen?"

„Mich hat die Liebe von Europa weggetrieben!" sagte der Maler halblaut.

„Sie hatten Recht, als Sie meinten, daß wir in diesem Punkte Schicksalsbrüder sein dürften!" gab der Fürst zu. „Auch bei mir war es die Liebe, die mich mit meinem ganzen früheren Leben brechen ließ und mich bestimmte, ein neues Leben in Amerika anzufangen!"

„Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß dieses neue Leben auch ein glückliches war!" warf der Maler ein. „Augen, wie sie jene Frau hatte, die Ihnen

das Leben verschönte, können nicht täuschen — ich werde diese Augen nie vergessen! Aus ihnen sprach eine aufrichtige, hingebende Liebe — ja, es ist nicht anders möglich, Sie mußten glücklich sein!"

„Ich danke Ihnen für die freundliche Erinnerung, die Sie meiner seligen Frau bewahrt haben!" sagte der Fürst, indem er bewegt die Hand des Malers drückte. „Ja, Sie haben Recht", setzte er hinzu, „ich war an Anastasia's Seite ein glücklicher Mensch und habe es nie bereut, aus Liebe zu ihr Alles aufgegeben zu haben, woran ich bis dahin in der alten Welt gehangen".

„Ich habe leider minder gute Erfahrungen gemacht!" sagte der Maler mit schmerzlicher Betonung. „Meine Frau hat mich verlassen, und ich weiß heute nicht, ob sie noch lebt, oder längst gestorben ist. Ich will es auch nicht wissen!"

„Ich bedauere Sie von ganzem Herzen!" sagte Edwin voll Theilnahme.

„Es ist längst überwunden!" murmelte der Maler, aber das Zittern seiner Stimme zieh den Inhalt seiner Rede der Unwahrheit. Nach einer kurzen Pause, während

der er mit der flachen Hand über Stirn und Augen gefahren war, sagte er nicht ohne eine gewisse Herbheit im Tone: „Ich habe Ihre Frau gekannt — es ist also in der Ordnung, daß ich Sie auch mit der meinigen bekannt mache, die das Gegenstück zu dem Wesen bildet, das Ihr Leben mit glänzendem Sonnenschein erfüllte. Nicht als ob das Weib, das ich liebte, nicht auch schön gewesen wäre — aber was frommt die Schönheit, wenn die Tücke im Herzen wohnt. Es ist wahr, sie hatte traurige Erfahrungen gemacht, ehe ich in Liebe für sie entbrannte — ich habe mir das hundertmal zu ihrer Entschuldigung gesagt! Aber mußte sie das, was Andere an ihr gesündigt, gerade mich entgelten lassen, der ich sie so innig und aufopfernd liebte — dessen erste und einzige Liebe sie war? Was konnte ich dafür, daß Andere schmählich an ihr gehandelt, daß ihr eigener Gatte sie wie einen Beutel voll Gold am Spieltische auf einige Kartenaugen gesetzt?"

„Ihre Worte wecken alte Jugenderinnerungen in mir!" bemerkte Edwin, als der Maler einen Augenblick inne hielt. „Als ich ein Knabe von zehn, elf Jahren war, machte ein Ereigniß, das sich in Wien in adeligen Kreisen zugetragen,

ein ungewöhnliches Aufsehen. Ein Graf Adlerhorst hatte in der adeligen Ressource seine junge und schöne Frau an einen Abenteurer verspielt, der sich die Führung des Namens angemaßt hatte, der auch der Ihrige ist. Man sprach lange von nichts Anderem als von dieser unheimlichen Affaire. Der falsche Chevalier von Brionne wurde bald darauf als Banknotenfälscher verhaftet und hingerichtet. Die Gräfin verließ ihren Mann und verschwand aus Wien. Man hat nie erfahren, was aus ihr geworden sei".

„Die Gräfin wurde meine Geliebte!" sagte der Maler tonlos.

„Nicht möglich!" verwunderte sich der Fürst.

„Und doch ist es so!" bekräftigte der Maler. „In ihrem namenlosen Elend suchte sie Trost bei mir, der ich ihr Beichtvater war. Als ich die unglückliche Frau in unaussprechlichem Seelenschmerz sich vor mir winden sah, gingen mir die Augen über ihre Schönheit auf. Verlassen, gedemüthigt und doch liebebedürftig, wie sie war, hob sie mein Herz, das ich ihr zu Füßen legte, auf und machte mich zum Glücklichsten aller Menschen. Aber heimtückische Menschen mußten das Geheimniß der Liebe, das zwischen

uns obwaltete, erspäht haben — ich habe den Zusammenhang nie erfahren, aber plötzlich wurde ich vor eine geistliche Commission citirt und mir angekündigt, daß ich wegen unordentlichen, gegen die kirchlichen Satzungen verstoßenden Lebenswandels in die Anstalt gebracht werden würde, die bestimmt sei, sündige Geistliche auf den rechten Weg zurück zu bringen. Ich brachte, von aller Welt und jeglichem Verkehr mit meiner Geliebten abgeschnitten, drei Monate in dem Büßerhause zu, als die Liebe trotz aller Hindernisse den Weg zu mir fand. Ich erhielt Nachricht von meiner Geliebten, erhielt bald auch die Mittel zur Flucht, und in Kurzem war ich auf dem Wege in's Ausland, mit Paß und Geld ausgestattet. In Hamburg erwartete mich die Geliebte, und wir schifften uns nach Amerika ein. Zwei, drei Jahre hielt das Geld vor, das meine Gefährtin für ihren Schmuck gelöst hatte. Während dieser Zeit gab sie Unterricht im Zeichnen, ich lehrte Sprachen und benützte die freien Stunden dazu, mich in der Kunst zu vervollkommnen, die meine Geliebte mit Virtuosität übte. Aurelie — so hieß meine Frau — wurde meine Lehrerin im Zeichnen und Malen, und da die Liebe eine gute Lehr-

meisterin ist und ich auch ziemlich talentirt war, so machte ich solche Fortschritte, daß ich, als unsere Mittel erschöpft waren, durch Anfertigung von Bildern etwas verdienen konnte. Ich kam auf die Idee, eine Tournée durch die größeren Städte Nordamerikas zu unternehmen und mich allerorten als Schnellporträtirer anzukündigen. Ich machte auf dieser Rundreise, die sieben Jahre dauerte, ziemlich gute Geschäfte, da mich Aurelie unterstützte und wir so zu sagen vereint arbeiteten. In New-Orleans machten wir endlich Halt. Diese große und schöne Stadt gefiel uns mit ihrem französischen Gepräge besser als das kalte, nüchterne New-York, und wir beschlossen uns daselbst anzusiedeln. Uebung hatte einen Meister aus mir gemacht und ich wurde ein gesuchter Porträtmaler. Das war die Zeit, wo wir mit einander bekannt wurden. Ich lebte damals noch im besten Einvernehmen mit meiner Frau und in den angenehmsten Verhältnissen. Aber nur zu bald änderte sich die Sache. Eines Tages erschien ein enorm reicher, nicht mehr ganz junger Pflanzer bei mir und bat mich, ihn zu malen. Er kam oft in mein Haus, und ich hatte die Unvorsichtigkeit, ihn mit meiner Frau bekannt zu

machen. Näherte sich diese auch schon dem vierzigsten Jahre — denn sie war so ziemlich gleichen Alters mit mir — so war ihre Gestalt doch noch so zart wie damals, wo ich sie kennen gelernt, so blickte ihr großes, blaues Auge immer noch schmachtend, so hatte ihr prächtiges, blondes Haar immer noch jugendlichen Goldglanz. War es ein Wunder, daß ihre Reize Eindruck machten auf den alternden Junggesellen? Er konnte ihr ein glanzvolles Leben, ein Schwelgen im Ueberflusse bieten — ich aber nur ein gutes Auskommen. So geschah es denn, daß sie eines Tages mit dem Millionär davonging. Ich habe sie seither nicht wieder gesehen!"

Der Maler schwieg einen Augenblick, in trübe Erinnerungen versunken. Als er sich denselben endlich mit Gewalt entriß, sagte er mit einem wehmuthsvollen Blick auf sein ihn mit steigender Theilnahme betrachtendes Gegenüber:

„Da haben Sie die melancholische Geschichte meiner Liebe, die so sehr absticht von der sonnigen Gestaltung Ihres Lebens. Ich habe nun nicht mehr viel hinzuzufügen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber von dem Augen=

blick an, wo ich mich allein sah, mochte es mir in der prächtigen Hauptstadt Louisianas nicht mehr gefallen. Auch am Arbeiten hatte ich keine Freude mehr und setzte nach und nach meine Ersparnisse zu. Oft, wenn ich in dumpfem Hinbrüten die Straßen müßig durchschlenderte, kam der unheimliche Gedanke über mich: wenn doch das gelbe Fieber meinem jämmerlichen Dasein ein Ende machen wollte! Aber die Leute — und darunter sicher viele Glückliche — fielen rechts und links neben mir wie die Fliegen, die sich den Tod angetrunken, — ich, der Verlassene, der Einsame, der Elende blieb von der Krankheit unberührt. So vergingen sechs Jahre. Da erfaßte mich ein unwiderstehliches Heimweh. Es hielt mich nicht länger in der neuen Welt, welche zum großen Sargdeckel geworden war für mein Lebensglück — ich wollte, ich mußte nach Wien zurückkehren. Ich war längst in Amerika naturalisirt, war amerikanischer Bürger und konnte es wagen, nach Oesterreich zurückzukehren. Zudem hatten mich die Jahre unkenntlich gemacht, und der graue Vollbart that das Uebrige. Wenn ich mich in einem stillen Winkel der großen Stadt niederließ, lief ich kaum Gefahr, erkannt

zu werden. So kam ich denn vor acht Jahren herüber und quartierte mich hier in der Vorstadt ein. Im Polizeibureau bin ich als amerikanischer Bürger auf Grund meiner Papiere eingetragen und ich führe dort den Namen Webster, den ich in Amerika angenommen. Auf dem Täfelchen, durch welches ich mich den Kundschaften empfehle, heiße ich Josef Schwarz. Ich muß von den Leuten leben, und zwar von Leuten minder bemittelter Klasse, und bei diesen fallen die Begriffe Amerikaner und Humbug immer noch zusammen. Vor dem Amerikaner Webster hätte sich die ganze Geschäftswelt dieses Rayons scheu zurückgezogen — an dem Namen Schwarz nimmt Niemand Anstoß. So male ich denn seit Jahren gegen billiges Entgelt Alles, was mir unter die Hände kommt: Schilder, Firmatafeln, Portraits, Wappen und melancholische, von Trauerweiden beschattete Grabdenkmäler, wie solche die Bilder zieren, die man bei Exequien in den Kirchen anzubringen pflegt".

„Armer Mann!" warf Edwin mitleidig dazwischen.

„Pah — was liegt daran, wie man sich nährt, wenn's nur auf ehrlichem Wege geschieht!" sagte der Maler. „In

einigen Jahren ist's doch aus, und am Ende ist's besser, ich verdiene mir hier in Freiheit mein kümmerliches Brot, als ich schwelge im Kloster als willenloser Sclave im Ueberflusse. Ein verfehltes Leben war's doch so wie so, und am liebsten wäre mir's, es ginge bald zu Ende".

Während der Maler seinen melancholischen Anschauungen so ungemüthlichen Ausdruck gab, wurde von außen an die Thür gepocht.

Auf des Malers „Herein" trat eine schöne Frau, die wir längst kennen, in das Gemach. Es war niemand Anderer als Cosima. Der Maler schien ein wenig verlegen und sagte gleichsam zu seiner Rechtfertigung und um den seltsamen Umstand zu entschuldigen, daß ihn eine junge schöne Frau besuche, mit etwas gezwungenem Lächeln zu dem Fürsten:

„Da haben Sie gleich eine meiner neuesten Kundschaften — ich fertige ein Miniaturbild dieser Dame an, das für ein Armband bestimmt ist!"

„Dann will ich Sie nicht länger stören!" sagte der Fürst. „Aber Sie müssen mir schon erlauben, wieder zu kommen und mit Ihnen wegen der Erwerbung des

Bildes zu unterhandeln, das die Erneuerung unserer Bekanntschaft angebahnt hat!“

„Es wird mich freuen, Sie recht oft bei mir zu sehen!“ schloß der Maler in verbindlichem Tone die Unterhaltung, sich mit einem herzlichen Händedruck von dem Besuche verabschiedend.

Zweites Capitel.

Aus dem Besuche, den Cosima dem Maler abgestattet, dürfte der Leser wohl schon entnommen haben, daß Frigetti und Cattaneo bereits energisch die Ausführung des Planes in Angriff genommen hatten, den sie in Italien ausgeheckt. Cosima war, sobald ihre Stiefmutter in Brescia erschienen war um die Wartung ihres in der Reconvalescenz begriffenen Gemahls zu übernehmen, mit Frigetti nach Wien abgereist, und Cattaneo war acht Tage später ebenda erschienen, nachdem er sich in Ancona überzeugt hatte, daß sein ehemaliger Nebenbuhler in letzterer Stadt nicht von Anastasia erwartet werde, daß diese also entweder in Amerika zurückgeblieben oder nicht mehr am Leben sei.

Primolano war, wie Frigetti richtig vorausgesagt hatte, mit Bereitwilligkeit auf das Project eingegangen, seinen Herrn durch eine schlau angelegte Umgarnung für

immer in seine Gewalt zu bekommen. Es leuchtete ihm ein, daß, wenn Cosima die Gemahlin des Marquis würde, er sie und ihren Gatten wie zwei Marionetten würde lenken und großartig ausbeuten können. Er sah sich schon im Geiste als zukünftigen Millionär und ergriff mit Umsicht alle Maßregeln, die ihn und seine Spießgesellen zum Ziele bringen konnten. Da die Silberchatouille mit dem geheimnißvollen Inhalt sich in seiner Verwahrung befand, wurde es ihm leicht, dieselbe zu öffnen und das groteske, aus Zähnen vieler Heiligen gebildete Armband, dessen Mittelpunkt das in einer goldenen Kapsel verwahrte Miniaturbild darstellte, an sich zu nehmen.

Da freilich, als er daran ging, das Bild aus seiner Umfassung herauszunehmen, passirte ihm ein Unglück, das sich nicht wieder gut machen ließ. Die feine Zange, mit welcher er das Porträt hatte herausnehmen wollen, war ausgeglitten und hatte sich dabei so fest in das medaillonartige Bild eingebohrt, daß sie nicht blos einen Theil der Farbe wegkratzte, sondern das Bild auch gerade in der Mitte zerbröckelte. Die Bestürzung des Kammerdieners war anfänglich eine große, bald jedoch faßte er sich und

kam zu der Erkenntniß, daß der Unfall eigentlich nicht viel auf sich habe. Das alte Bild sollte doch verschwinden und durch ein andres, durch jenes Cosima's ersetzt werden; was lag also daran, daß es durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde gegangen? Der Unfall hatte, bei Licht betrachtet, sogar etwas Gutes im Gefolge: Der Vortheil lag darin, daß Primolano jetzt ein plausibles Motiv hatte, an einen Maler harmlos heranzutreten, ihn aufzuforden, ein andres Bild anzufertigen, das in dem Armbande die Stelle des zerstörten einzunehmen hätte.

Bei der Suche nach dem Maler, dem er sein Vertrauen schenken wollte, ging Primolano von ganz richtigen Voraussetzungen aus. Ein vornehmer, gesuchter, prätentiöser Künstler durfte es nicht sein — ein solcher hätte leicht mit Kreisen in Berührung kommen können, die den aristokratischen Zirkeln der Residenz nahe standen. Ein armer, isolirt stehender Vorstadtskünstler war der Mann nach seinem Sinne. Von einem solchen ließ sich annehmen, daß er keine Fühlung mit dem Klatsch jener vornehmen Schichten hatte, die jedenfalls in Aufregung gerathen würden, wenn der Marquis Torrieri eine Mesallianz schloß. Ein sich

in der höheren Gesellschaft bewegender Maler hätte leicht durch einen Zufall Witterung davon bekommen können, daß die Frau Marquise diejenige Dame sei, die ihm der Kammerdiener des Herrn Marquis zum Porträtiren zugeführt habe. Aus einer solchen möglichen Entdeckung hätten aber unangenehme Folgerungen für den Kammerdiener hervorgehen können. Dieser brauchte daher, um sicher zu gehen, einen Mann, der den ihm ertheilten Auftrag ausführte, ohne sich um die Nebenumstände zu kümmern, ohne rechts und links zu sehen. Aber der Betreffende mußte bei alledem ein Künstler sein, denn das Bild mußte selbst vor einem Kennerauge die Probe aushalten können. Primolano warf seine forschenden Blicke nach allen Seiten und durchstreifte Stadt nnd Vorstädte, um wo möglich eines Malers habhaft zu werden, dem er Cosima gefahrlos zuführen konnte. So kam er denn auch auf seinen Wanderungen in die Vorstadt Spittelberg, und das schöne Frauenbild im Parterre der Pelikangasse erregte seine Aufmerksamkeit. Wer dieses Bild gemalt, war ein hervorragender Künstler. Indem er sich dies sagte, kam es ihm vor, als ob er dem rechten Manne auf

der Spur sei. Denn der Maler, der in Spittelberg draußen beim „heiligen Vincenz“ wohnte, taugte, wenn er sich anders seiner Aufgabe künstlerisch gewachsen zeigte, auch insofern für seine Zwecke, als es sicher keine Berührungspunkte zwischen seiner bescheidenen Existenz und jenen exclusiven Kreisen gab, deren durchdringenden Blicken Primolano in dieser heiklen Sache auszuweichen alle Ursache hatte. Worauf es nun zuvörderst ankam, das war, zu erforschen, ob der Vorstadtmaler etwas Tüchtiges leisten könne. Primolano veranlaßte seinen Freund Frigetti, sich von dem Maler in der Pelikangasse malen zu lassen. Das auf Porzellan ausgeführte Miniaturbild fiel zur größten Zufriedenheit des Kammerdieners aus, der auf den ersten Blick erkannte, daß bei dem Werke ein bedeutender Künstler den Pinsel geführt. Rasch entschlossen trat Primolano nun selbst an den Maler heran. Er führte ihm Cosima zu, zeigte ihm das groteske Armband und die Trümmer des Bildes, welches den Mittelpunkt dieses Armbandes gebildet, und weihte ihn in sein Verlangen ein, Cosima in so verkleinertem Maßstabe porträtirt zu sehen, daß das Brustbild in die Lücke eingefügt werden konnte,

die das Armband aufwies. Er drückte dabei den Wunsch aus, daß der Maler die Farben so mischen möge, daß das Bild einen antikisirenden Anhauch erhielt, da es sich darum handle, den Besitzer des Armbandes in die Täuschung zu versetzen, daß das neu in das Armband einzufügende Bild dasselbe sei, welches ursprünglich darin gewesen. Um die Sache dem Maler noch plausibler zu machen, setzte Primolano noch hinzu, daß das durch einen unglücklichen Zufall vernichtete Bild die Großmutter Cosima's in jugendlichem Alter dargestellt habe, und daß die Enkelin mit ihrer Großmutter eine frappante Aehnlichkeit habe, die noch markanter hervortrete, sobald sie ein Costüm anlege, wie man es vor etwa hundert Jahren, also zu der Zeit, wo die Großmutter der jungen Dame zu dem Bilde gesessen, getragen habe.

So weit war also Alles auf das Vorsichtigste eingefädelt und der Maler hatte arglos die Arbeit übernommen.

Aber dem mit raffinirter Berechnung in Angriff genommenen Werke drohte plötzlich von einer Seite Gefahr, von welcher der Kammerdiener eine solche am wenigsten erwartet hätte.

Mit dem Marquis war eine Veränderung vorgegangen, von welcher Primolano keine Ahnung haben konnte, weil sein Herr sich bezüglich derselben einer ungewohnten Schweigsamkeit befliß. Sonst immer gewohnt den Kammerdiener in Alles einzuweihen, was seine Gedanken erfüllte, hielt ihn offenbar eine unbezwingliche Scheu ab, den Diener zum Vertrauten des seelischen Processes zu machen, der in der jüngsten Zeit bei ihm zum Durchbruche gekommen.

Der welke, gebrechliche Mann hatte sich in Wien allen Ernstes verliebt, und zwar in ein Mädchen, welches wenigstens um ein Menschenalter jünger war als er. Und diese Spätliebe ließ ihn Alles vergessen, was bis dahin für ihn Interesse gehabt. Was hatten jetzt alle Familien-Traditionen für einen Werth für ihn? Wenn er bisher den Tag nicht hatte erwarten können, an welchem er das verschlossene Bild würde in Augenschein nehmen können, so dachte er seit einiger Zeit kaum mehr an die geheimnißvolle Chatouille. Höchstens daß er, da er im Aberglauben groß gewachsen war, sich von einer instinctiven Furcht beschlichen fühlte, wenn er sich sagte, daß er sich

durch seine Liebe in einen unlöslichen Gegensatz mit der Aufgabe setze, die ihm die Familientradition zugewiesen. Jahrzehnte hindurch hatte er an der abergläubischen Ueberzeugung festgehalten, daß ihm das Schicksal die Frau zuführen würde, die dem in der Silberchatouille verborgenen Bilde ähnlich sehen würde. Jahrzehnte hindurch hatte er keinen Augenblick gezweifelt, daß es ihm vorbehalten sein würde, die Mission zu erfüllen, die ihm seine frommen Ahnen zugedacht. Und mit einem Mal hatte diese Mission allen Reiz für ihn verloren, mit einem Mal erfüllte ausschließlich der brennende Wunsch sein Herz, sich in den Besitz des Mädchens zu setzen, das einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ob dieses Mädchen dem verschlossenen Bilde ähnlich war, daran lag ihm jetzt blutwenig — fast eben so wenig wie daran, ob er durch die Vereinigung mit diesem Mädchen der Stammhalter einer Familie werden würde, aus welcher ein Heiliger hervorgehen sollte. Und doch dachte er, wie bereits angedeutet worden, mit einem Anflug von Furcht und Grauen an den Augenblick, wo sich ihm das geheimnißvolle Bild entschleiern würde, weil er den Zorn des Himmels auf

sein Haupt herabzubeschwören fürchtete, wenn er sich mit der Familien-Tradition und der Mission, die ihm diese nahe gelegt, dadurch in directen Widerspruch setzen würde, daß er eine Frau zum Altare führte, die mit dem Bilde keine Berührungspunkte hätte. Ja, wenn ihn der Himmel eines Wunders würdigen würde, wenn das Mädchen, das es ihm auf seine alten Tage unwiderstehlich angethan, dem noch verhüllten Bilde ähnlich sehen würde.... dann freilich wäre er unaussprechlich glücklich.... aber eine solche, seinen inneren Frieden garantirende Lösung wagte er in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen, wenngleich er sich von Zeit zu Zeit an dem Gedanken erlabte, wie sehr ihn eine solche befriedigende, harmonische Entwicklung beglücken würde....

Das Mädchen, welches das Herz des alten, bis dahin gegen alle Regungen der Liebe scheinbar versteinten Junggesellen bezwungen, hatte keine Ahnung von dem Unheil, welches es angerichtet.

Comtesse Almerie Glattau hätte jedenfalls vor dem Gedanken zurückgeschaudert, die Gemahlin der „Mumie" zu werden. Und doch trug sich Letzterer allen Ernstes mit

dem Vorhaben, Almerie zu seiner Lebensgefährtin zu machen. Denn niemand Anderer als die reizende, kaum den Kinderschuhen entwachsene Comtesse war es, die es ihm angethan hatte. Er hatte während seines Wiener Aufenthalts im Hause Glattau, das bezüglich der Sympathien für die Sache des Vaticans mit ihm auf gleicher Linie stand und ihm selbst daher sehr sympathisch war, Almerie kennen gelernt und sich sofort mit unwiderstehlicher Macht zu dem lieblichen Wesen hingezogen gefühlt. Doch verschloß er seine Gefühle so lange in seiner Brust, als er mit dem lieblichen Mädchen ungestört verkehren konnte. Kaum war Almerie jedoch seinen Blicken entschwunden, als er nicht länger an sich zu halten vermochte. Die Nachricht, daß die Comtesse Wien verlassen habe und nach dem Kloster Mariagrün gereist sei — eine Expedition, die man im Hause Glattau vor ihrer Ausführung vielleicht aus dem Grunde geheim zu halten für gut befunden, weil man möglichen Verabredungen zwischen Almerie und Weidner vorbeugen wollte — versetzte ihn in eine solche Aufregung, daß er von einem Fieber befallen wurde, das ihn vierzehn Tage lang hinderte, das Haus zu verlassen.

Kaum genesen, fand er sich im Palais Glattau ein und weihte die Gräfin in das Geheimniß seines Herzens ein. Er hielt in bester Form um Almerie's Hand an und willigte nur schwer darein, daß sich die Gräfin eine vierzehntägige Frist ausbedang, um sich mit ihrem Gemahl, der eben von Wien abwesend war, zu berathen.

Die Details dieser Berathungen entzogen sich natürlich jeder Beobachtung. Wäre der Marquis Torrieri um zwanzig Jahre jünger und minder häßlich gewesen, so hätte man sich keine bessere Partie für Almerie wünschen können. Aber auch bei der gegenwärtigen Sachlage gebot die Klugheit, dem immens reichen Mann nicht einen directen Korb zu geben, zumal die gefährliche Neigung Almerie's für den bürgerlichen Hofmeister den gräflichen Eltern den Wunsch nahelegen mußte, durch eine baldige standesgemäße Verheirathung ihrer Tochter ähnlichen unziemlichen Tändeleien für immer einen Riegel vorzuschieben. So wurde denn der reiche und vornehme Bewerber zur Geduld und auf Almerie selbst verwiesen. Es wurde ihm bedeutet, daß man Almerie ausholen und es ihr, wenn die Antwort nicht positiv ungünstig ausfallen sollte, anheim geben

wollte, mit seinem Antrage direct an Almerie heranzutreten.

Während der Marquis in fieberhafter Ungeduld den Bescheid erwartete, der ihm von Mariagrün aus werden würde, sagte Primolano eines Tages zu seinem Herrn:

„Der Herr Marquis scheinen ganz vergessen zu haben, daß Sie nur noch wenige Wochen von dem lang ersehnten Zeitpunkte trennen, wo es Ihnen vergönnt sein wird, Einblick in das große Geheimniß Ihres Lebens zu nehmen!"

Der Marquis schwieg einen Augenblick betroffen. Er schwankte bezüglich der Haltung, die er dem bisherigen Vertrauten gegenüber einnehmen wollte, entschloß sich aber endlich, gleichsam an die Wand gedrückt, dennoch Farbe zu bekennen.

„Das Geheimniß, auf das Du anspielst, hat in der letzten Zeit viel von seiner Wichtigkeit für mich verloren!" sagte er zögernd. „Ich sehe dem Augenblick, den ich so lange heiß herbeigewünscht, nicht mehr mit der hochgradigen Spannung entgegen, die ich ehedem wohl Angesichts desselben empfunden habe. Mich beschäftigen ganz andere Gedanken, da ich mich demnächst zu vermählen gedenke —

vorausgesetzt, daß ich Gnade finde vor den Augen der Frau, auf welche ich die meinigen geworfen habe, und deren Besitz mich über alle Begriffe glücklich machen würde!“

Der Kammerdiener verharrte dieser ganz und gar unerwarteten Eröffnung gegenüber in sprachlosem Staunen, in welches sich eine namenlose Bestürzung mischte. Das ganze, mühsam aufgerichtete Gebäude seiner im Vereine mit Frigetti und Cattaneo aufgerichteten Combinationen drohte wie ein Kartenhaus einzustürzen — mit Cosima war es nichts.

„Höre ich recht?“ stammelte er. „Der Herr Marquis würden Ihr ganzes Vorleben, würden alle Familien-Traditionen verleugnen und nicht einmal abwarten, bis sich Ihnen das große Geheimniß entschleiert? Sie verlangen das heute noch verborgene Bild gar nicht zu sehen?“

„Was würde mir der Anblick des Bildes frommen?“ seufzte Torrieri. „Der Frau, die ich liebe, die ich besitzen muß, wenn es für mich überhaupt noch ein Glück in der Welt geben soll, wird es doch nicht ähnlich sehen! So wird mich denn die Enthüllung desselben lediglich in ein Meer von Scrupeln stürzen, und fast will es mich bedünken,

ich thäte am klügsten, wenn ich die räthselhafte Chatouille uneröffnet ließe und ein für alle Mal auf die Ehre verzichtete, einen Heiligen aus meiner Familie hervorgehen zu sehen".

Primolano begann sich zu fassen. Noch war nicht Alles verloren, wenn er erfahren konnte, wie die Geliebte seines Herrn heiße.

„Ich staune", begann er, „mit welchem undurchdringlichen Schleier der Herr Marquis das Geheimniß Ihrer Liebe zu umhüllen wußten! Ich wage nicht zu fragen, welche Rücksichten den Herrn Marquis bestimmt haben, so unhörbar in Ihren Operationen aufzutreten?"

„Wenn man alt ist und ein schönes, junges Mädchen liebt, hat man, mein lieber Primolano, nicht den Muth, geräuschvoll aufzutreten!" sagte Torrieri lächelnd, indem er dem Kammerdiener auf die Schulter klopfte.

„Daß die Welt aber auch nicht die Spur einer Vermuthung hat" — dehnte Primolano ausholend.

„Das eben freut mich!" meinte der Marquis, sich wohlgefällig die Hände reibend. „Die Welt ist doch bei allem Scharfblick, den sie in der Regel entwickelt, manch-

mal ausnahmsweise sehr kurzsichtig. So hat sie in meinem Falle sicherlich angenommen, daß es lediglich die Conventikel unserer Partei seien, die mich so häufig in das Palais Glattau führten!"

Primolano wußte genug.

Er nahm nicht Anstoß an dem Grotesken der Thatsache, daß der alte, abgelebte, mumienhafte Mann den Muth hatte, um die Comtesse Glattau zu werben — er rechnete sofort mit dieser Thatsache selbst und hatte sich in einem Handumdrehen einen Plan zurechtgelegt, wie er am besten aus dieser frappanten Thatsache Nutzen ziehen könnte.

„Ich begreife nur das Eine nicht", sagte er, „warum der Herr Marquis auf die Oeffnung der Chatouille im gegebenen Moment verzichten wollen? Malen Sie sich die hohe Genugthuung aus, die Sie empfinden müßten, wenn das Bild, das diese Chatouille birgt, durch wunderbare Weise eine Aehnlichkeit mit der Dame hätte, die Sie lieben?"

„Mein Glaube ist stark, lieber Primolano", warf der Marquis ein, „aber solch ein Wunder wage ich doch nicht zu hoffen!"

„Lassen Sie es auf eine Probe ankommen!“ mahnte der Kammerdiener. „Wie ich den Herrn Marquis kenne, würde Ihr Glück erst dann vollständig sein, wenn dies Wunder sich wirklich ereignete!“

„Du hast Recht, Primolano! Ein größeres Glück könnte es für mich nicht geben, als wenn ich mein eigenes, dürftiges Lebensglück in Concordanz mit der Mission aufbauen könnte, die mir die Familien-Tradition zuweist“.

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Herr Marquis“, warf Primolano zuversichtlich ein, „aber ich habe die unumstößliche Ueberzeugung, daß dem Herrn Marquis das Glück beschieden sein wird, das ihm als Krone alles Glückes erscheint und das er so sehr verdient!“

„Du meinst es gut mit mir, Primolano, und ich bin Dir dafür sehr dankbar!“ sagte der Marquis. „Ich wollte Dich auch königlich belohnen, wenn Du wahr prophezeitest!“

„Ich glaube selbst, daß das Zutreffen meiner Prophezeiung mit einer Million nicht zu theuer bezahlt wäre!“ lachte Primolano, bemüht, seiner ernstgemeinten

Rede einen scherzhaften Anstrich zu geben. „Man kann seinen Seelenfrieden nicht zu theuer erkaufen, und die Erfüllung meiner Prophezeiung würde für den Herrn Marquis die vollste Zufriedenheit mit sich selbst zur Folge haben!“

„Du hast Recht, Primolano — was hat eine Million einer solchen Errungenschaft gegenüber zu bedeuten!“

„Wenn man deren dreißig im Vermögen hat!“ ergänzte der Kammerdiener die Bemerkung seines Herrn, immer noch den scherzhaften Ton festhaltend.

„Du sollst die Million haben, Primolano, wenn Du ein guter Prophet gewesen bist!“ sagte der Marquis lächelnd. „Sie soll die königliche Abfindung für Deine langjährigen, treuen Dienste sein!“

„Ich nehme die bedingungsweise Schenkung dankbar an!“ rief der Kammerdiener. „Ich sehe mich schon im Geiste als österreichischen Großgrundbesitzer, denn für eine Million Lires kann ich mir ein Gut kaufen und den bescheidenen Namen Primolano in die begüterte Signoria einschmuggeln!“

„Niemand würde Dir dann Dein Glück mehr gönnen

als Dein ehemaliger Herr!" schloß der Marquis die Unterhaltung.

Primolano wußte, daß er auf das Wort seines Herrn bauen könne, und daß es so viel werth sei wie eine Schuldverschreibung. Darnach richtete er seine Operationen ein. Gelang es ihm, das Bild der Comtesse Almerie in das Armband einzufügen, so war ihm die Million sicher. Seinen beiden Spießgesellen wollte er von der bedingungsweisen Schenkung nichts sagen, um nicht mit ihnen theilen zu müssen. Es genügte, wenn er ihnen mittheilte, daß die Speculation mit Cosima eine verfehlte sei, da sich sein Herr mit einem Male entschlossen habe, zu heirathen, ohne sich weiter um den Inhalt der geheimnißvollen Chatouille zu kümmern.

Er war nun zunächst bemüht, eine Photographie Almerie's herbeizuschaffen. Es wurde ihm nicht schwer, zu erfahren, welcher Photograph das Haus Glattau bediente. Er sparte kein Geld, durch Bestechung eines bei dem betreffenden Photographen Bediensteten die Platte in die Hände zu bekommen, die das Conterfei der Comtesse enthielt, die sich erst kurz vor ihrer Abreise nach Mariagrün für

ihre Eltern hatte aufnehmen lassen. Von der Platte ließ er durch einen Photographen, der in einer entlegenen Vorstadt sein Atelier hatte, einige Bilder abziehen und händigte die Platte dann wieder dem Gehilfen ein, der sie ihm unter der Hand geborgt hatte. Mit dem Porträt Almerie's trat er die Wanderung nach der Vorstadt Spittelberg an, um daselbst den Maler, der früher Cosima aufgenommen hatte, zu veranlassen, auf Grund der Photographie ein Miniaturbild Almerie's zu verfertigen. Er sagte dem Maler natürlich nicht, daß das neu bestellte Porträt bestimmt sei, dem grotesken Armbande eingefügt zu werden. Er nahm vielmehr Cosima's Porträt mit der größten Befriedigung entgegen, überraschte den Maler durch ein dessen bescheidene Erwartungen weit übersteigendes Honorar und kam in einigen Tagen wieder, um ihm dann mitzutheilen, daß sein Werk überall, wo es gezeigt worden, so angesprochen habe, daß eine dem Besitzer des Armbandes befreundete Familie ihn gebeten habe, ihr gleichfalls für ein Armband das Miniaturporträt eines ihrer weiblichen Mitglieder von derselben bewährten Künstlerhand anfertigen zu lassen. Er habe sich gern der Vermittlung unterzogen,

da es ihm eine große Freude gewähre, einem im Verhältniß zu seinem Talent nicht glänzend genug situirten Künstler eine Beschäftigung zuzuführen, die gute Entlohnung fände. Der Maler nahm die Erzählung ebenso arglos entgegen wie die neue Bestellung und nahm nicht einmal an dem etwas auffallenden Umstande Anstoß, daß der Besteller wünschte, der Maler möchte das nach der Photographie anzufertigende Bild äußerlich, sowohl was die Größe als was die etwas antikisirende Farbenmischung anlangte, genau so halten wie jenes, zu welchem Cosima gesessen. Er sah in diesem Verlangen nichts als eine harmlose Schrulle.

Der Maler war eines Tages eben damit beschäftigt, den neuen Auftrag, den ihm Primolano gegeben, auszuführen, als ihn Fürst Edwin besuchte.

Der Fürst kam, um das Bild seiner Gemahlin dem Maler abzulösen, und war nicht wenig überrascht, als er die Photographie seiner Nichte Almerie auf dem Tische liegen und den Maler damit beschäftigt fand, an der Hand des vor ihm liegenden Leitfadens ein Miniaturbild Almerie's anzufertigen.

„Ich falle bei Ihnen aus einer Ueberraschung in die andere!“ sagte der Fürst lächelnd. „Zuerst finde ich an dem Fenster Ihrer Wohnung das Porträt meiner Frau, und nun finde ich Sie damit beschäftigt, meine Nichte zu porträtiren!“

„Ihre Nichte?“ dehnte der Maler verwundert.

„Nun ja, — ich bin der Onkel der Comtesse Almerie Glattau, deren wohlbekannte Züge ich hier sehe!“

„Dies Bild ist das Porträt einer Comtesse?“ warf der Maler überrascht ein.

„Das ist Ihnen etwas Neues?“ stutzte der Fürst. „Wer soll denn die Dame sein, die Sie da malen?“

„Aufrichtig gesagt, weiß ich das nicht!“

„Wer hat Ihnen denn diese Photographie anvertraut?“

„Auch darüber kann ich Ihnen keinen zuverlässigen Aufschluß geben!“ lautete des Malers verwirrte Antwort.

„Seltsam!“ murmelte der Fürst. „Sie thun so geheimnißvoll —“

„Ich thue nicht geheimnißvoll“, vertheidigte sich der Maler lebhaft, „ich sehe mich im Gegentheil da selbst in

ein Räthsel verstrickt, zu welchem mir der Schlüssel fehlt. Dies Bild, sagen Sie, stellt Ihre Nichte vor?"

„Allerdings, und Sie werden begreifen, daß mir daran liegen muß, zu erfahren, wie es in Ihre Hände kam, nachdem aus Ihren Reden hervorzugehen scheint, daß es Ihnen kein Angehöriger der Familie Glattau überantwortet hat!"

„Mit Bestimmtheit kann ich das nicht behaupten, da ich den Herrn nicht kenne, der das Bild gebracht hat. Es ist derselbe Herr, der mir die junge Dame zum Porträtiren zugeführt hat, die Sie jüngst bei mir gesehen haben!"

„Nun, — und wer war jene Dame?"

„Sie fragen mich wieder zu viel!"

„Räthsel über Räthsel!" rief der Fürst ungeduldig. „So kommen wir nicht an's Ziel!" setzte er nach kurzer Pause lebhaft hinzu. „Ich möchte den Herrn sehen, der Ihnen das Porträt meiner Nichte gebracht hat. Wann wird er wieder kommen?"

„Uebermorgen, um fünf Uhr Nachmittags wird er die Photographie und das nach dieser angefertigte Miniaturbild abholen!"

„Das ist endlich einmal präcis gesprochen! Ich werde übermorgen um fünf Uhr Nachmittags zur Stelle sein und mich bemühen, den geheimnißvollen Besteller des Bildes in's Auge zu fassen, ohne daß er selbst sich beobachtet sehen soll!“

„Wie wollen Sie das anfangen?“

„Ganz einfach! Ich werde in dieser Gasse auf und niedergehen und sehen, wer Ihre Wohnung zu der bewußten Zeit betritt!“

„Wenn Sie aber den Besteller des Bildes nicht kennen sollten — was dann?“

„Ich werde ihn kennen lernen! Mein Wagen wird am Ende der Pelikangasse warten, und der Kutscher wird mich vor dem Hause absetzen, in welches der Unbekannte mit dem Bilde verschwinden wird.

„Das ist allerdings unfehlbar!“ mußte der Maler zugeben.

Als der Fürst diesmal den Maler verließ, nahm er das Porträt seiner Frau mit und ließ als Ausgleich eine Tausendguldennote in der Hand des Malers zurück.

Als er achtundvierzig Stunden später auf der Lauer

stand, sah er einen wildfremden Menschen in das „zum heiligen Vincenz“ zubenannte Haus eintreten und mehrere Minuten in demselben verweilen. Als er während dieser Zeit an den Fenstern des Malers vorüberging, gewahrte er an einem derselben den Fremden mit dem Maler verkehren, der sich an die von dem Fürsten erhaltene Instruction hielt und dem Besucher harmlos, und ohne sich in weitere Erörterungen einzulassen, die Bilder einhändigte, reichlichen Lohn für seine Bemühung in Empfang nehmend.

Der Fürst winkte seinen Kutscher heran, und nahm im Innern des geschlossenen Fiakers Platz.

Als der Unbekannte das Haus „zum heiligen Vincenz“ verließ, gab der Fürst seinem Kutscher ein Zeichen, und dieser fuhr langsam dem der Stadt Zuschreitenden nach.

In der Nähe des Glacis nahm der Unbekannte einen Wagen — der Fürst flüsterte seinem Kutscher zu, diesen Wagen nicht aus den Augen zu lassen und ihm durch Dick und Dünn nachzufahren.

In einer Viertelstunde hielten beide Wagen vor dem Hotel „zum Lamm“.

Der Unbekannte betrat das Hotel.

Der Fürst sprang aus dem Wagen und trat mit der Frage an den Portier heran:

„Wer ist der Herr, der soeben das Hotel betreten hat?“

„Das ist der Kammerdiener des Marquis Torrieri, der seit vier Monaten den halben ersten Stock in unserem Hotel inne hat“.

Der Name Torrieri war dem Ohr des Fürsten nicht fremd. Dieser war dem Marquis nicht selten in den Appartements seines Schwagers Glattau begegnet, wußte aber nichts davon, daß sich Torrieri um die Hand Almerie's allen Ernstes beworben habe.

Er schritt die Treppe zum ersten Stock hinan und ließ sich bei Torrieri melden, der sehr erfreut darüber war, den Onkel der Geliebten bei sich zu sehen. Ein gleichgiltiges Gespräch kam in Fluß; Edwin drehte es so, daß die Rede auf Almerie kam. Der Marquis, hierin Absicht vermuthend, bekannte Farbe und gab seinen Gefühlen für Almerie lebhaften Ausdruck. Edwin stutzte und glaubte jetzt sicher zu sein, daß der verliebte Marquis Almerie's Porträt habe anfertigen lassen. Als er darauf anspielte,

war die Reihe zu stutzen an dem Marquis; ein Wort gab das andere, und Torrieri konnte nicht genug staunen, als er erfuhr, daß Primolano Almerie's Photographie zum Maler getragen habe, um nach derselben ein Miniaturporträt anfertigen zu lassen. Er wollte dem Kammerdiener klingeln, um ihn zur Rede zu stellen und Aufklärung zu verlangen — Edwin hielt ihn zurück und schlug ihm vor, mit ihm zu dem Maler zu fahren, der ihm den ganzen Hergang detaillirt erzählen werde.

Der Marquis folgte der Einladung, und als er nach zwei Stunden verstört in's Hotel zurückkehrte, ließ er den Kammerdiener kommen.

„Wo ist die Chatouille?" frug er kurz.

Der Kammerdiener brachte die Silbercassette, nicht ohne daß ihn bange Ahnungen beschlichen hätten.

„Gieb mir den Schlüssel!"

Primolano rückte mit dem Schlüssel heraus.

Torrieri öffnete die Chatouille.

In derselben lag das groteske Armband.

Torrieri nahm es in die Hand. Sein Auge haftete auf der leeren Stelle, die das Bild einnehmen sollte.

„Wo ist das Bild?“ fragte der Marquis.

„Ich weiß es nicht“, wollte Primolano stammeln, aber die Stimme versagte ihm. Auch schnitt ihm sein Herr das Wort vom Munde ab, indem er ihn, der kreideweiß im Gesichte dastand, mit den Worten anfuhr:

„Lüge nicht — Du hast die Chatouille hinter meinem Rücken geöffnet — hast das Armband profanen Blicken ausgesetzt — sprich jetzt! Wohin hast Du das Bild gethan?“

„Ich habe es zerbrochen!“ hauchte Primolano, der wohl einsah, daß hier ein Leugnen nichts fruchten würde.

„Absichtlich oder zufällig?“ fragte der Marquis.

„Zufällig!“

„War das aber auch Zufall, daß Du das zerstörte Bild durch das der Comtesse Glattau ersetzen wolltest?“

Der Kammerdiener verstummte.

„Hinaus mit Dir!“ schrie der Marquis. „Befreie mich von Deinem Anblick und laß Dich nie wieder vor mir sehen!“

Primolano folgte der Weisung, wohl einsehend, daß seine Rolle in diesem Hause ausgespielt sei.

Drittes Capitel.

Der Dampfer, der zwischen Lindau und Bregenz verkehrt, führt an einem Spätsommertage eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft der vorarlbergischen Uferstadt zu.

Ein Feldsessel trägt die gebrechliche Gestalt der „Mumie“. Gleichgiltigen Blickes starrt der Marquis in den Goldglanz hinein, der das Schwäbische Meer gerade in diesem Augenblick einhüllt, wo die Sonne unterzugehen Miene macht. Was Andere erhebt und entzückt, läßt ihn kalt. Er hat nur einen Gedanken — wenn er das junge Mädchen, das er liebt, heimführen könnte! Aber bisher hat er noch wenig Glück mit seinen Bewerbungen gehabt. Almerie hatte, wie ihm die Gräfin Glattau gesagt, ausweichend geantwortet, und darauf hatte er die Gräfin überredet, mit ihm nach Mariagrün zu fahren, und ihn

bei der directen Werbung, die er nicht länger aufschieben mochte, nach Kräften zu unterstützen. Trotz dieser Unterstützung hatte er sich in Mariagrün aus Almerie's Munde einen Korb geholt. Gedrückt hatte er daraufhin das Kloster verlassen. So hoffnungslos sich aber seine Lage auch anließ, so glaubte er doch vielleicht durch Beharrlichkeit zum Ziel zu gelangen. Er wollte wenigstens in der Nähe der Geliebten weilen — möglich, daß unermüdliche Hingebung das Herz der letzteren am Ende doch rührte. So theilte er denn der Dame, die er für sein Leben gern zu seiner Schwiegermutter gemacht hätte, mit, daß er sich im Rheinthale eine Villa miethen und in derselben so lange verweilen wolle, als sich Almerie im Kloster Mariagrün aufhielte. „Es wird mich schon glücklich machen", sagte er seufzend zu der Gräfin, „wenn ich aus meinem Fenster die Spitze des Kirchthurmes von Mariagrün sehen werde, wenn ich auf meinen Spaziergängen den Ort umkreisen kann, den Almerie bewohnt!" Die Gräfin hatte sich nicht erst die Mühe gegeben, dem Marquis seinen Vorsatz, nicht aus dieser Gegend zu weichen, auszureden — sie wußte, daß sie mit ihren Vor-

stellungen doch kein Resultat erzielt hätte, und beschied sich damit, von der Zeit eine Lösung zu erwarten.

An dem Tage, an welchem sie Bregenz verließ, um wieder nach Wien zurückzukehren, hatten ihr der Marquis, Grazian, der, wie der Leser weiß, in Mariagrün als Seelsorger fungirte, und Edwin bis Lindau das Geleite gegeben. Der Letztere hatte seine Schwester von Wien nach Bregenz begleitet, da ihn Geschäfte nach der Schweiz führten, und er war so lange in Bregenz geblieben, als die Gräfin daselbst verweilte.

Jetzt waren die drei Männer auf der Rückfahrt von Lindau nach Bregrenz begriffen.

Den theilnahmslos dreinschauenden Marquis haben wir bereits flüchtig in's Auge gefaßt. So apathisch sich dieser dem prächtigen Naturschauspiel gegenüber verhielt, wie es der Sonnenuntergang gerade in dieser Gegend des Sees dem Auge darzubieten pflegt, mit eben so großer Befriedigung sah Fürst Edwin auf den bald in goldigen, bald wieder in purpurnen Tinten erglänzenden See und über diesen hinweg auf die violett angehauchten Alpen. Die Arme verschränkt haltend, konnte er sich nicht satt

sehen an der wunderbaren Scenerie, welche das deutsche Meer mit seinem großartigen Hintergrunde von himmelanragenden Bergen in dieser Stunde darbot. Auf seinem männlich schönen Antlitze war das innere Genügen zu lesen, das seine Seele erfüllte.

Fast ebenso hingerissen von dem prächtigen Schauspiel wie er fühlten sich noch zwei Menschen auf dem Verdeck — ein alter Mann, dessen Züge ein orientalisches Gepräge zur Schau trugen, und ein wunderschönes Mädchen, welches die Tochter des alten Herrn zu sein schien, da ihr Antlitz des Letzteren Züge veredelt und verfeinert wiederspiegelte.

Die Beiden, Vater und Tochter, sind auf einer Schweizer Reise begriffen und gedenken den Herbst in Interlaken, den Spätherbst in Montreux zuzubringen.

Den Alten kennen wir bereits: es ist niemand Anderer als der Prager Banquier Jonas Weinblüh Ritter von Turnau, das reizende Wesen an seiner Seite, dessen schöne Züge der von den jetzt goldig, dann wieder purpurn angehauchten Wellen reflectirende Sonnenschein verklärt, ist seine Tochter Esther.

Der junge Mann mit dem rothen Sterne auf der Brust, der in der unmittelbaren Nähe des Paares lehnt und träumerisch vor sich hin sieht, ist Grazian.

Immer deutlicher treten die Bregenzer Berge in den Vordergrund.

„Sieh, Papa, jenen Bergvorsprung von mäßiger Höhe, den ein kleines Gebäude krönt — wie herrlich müßte sich von droben das Rheinthal, der See, der Kranz der Alpen ausnehmen! Wie wär's, wenn wir in Bregenz über Nacht blieben und morgen den Berg erstiegen! Eine solche Bergpartie wäre selbst für Dich nicht zu anstrengend, der Du Dir die Berge am liebsten von unten ansiehst!"

Ein schelmisches Lächeln umspielte die Lippen des Mädchens, als es mit einer Stimme, die wie Musik klang, so sprach.

Grazian war unwillkürlich aufmerksam geworden und heftete sein Auge auf das Mädchen.

„Wie mag nur dieser reizende Bergvorsprung heißen?" sagte Esther, indem sie in ihrem Reisebuche zu blättern begann.

„Das ist der Gebhardsberg, mein Fräulein!" sagte Grazian.

Das Mädchen sah den Mann, der sie so zuvorkommend belehrt hatte, dankbar an — Grazian wußte nicht, wie ihm geschah. Noch nie hatte ein Frauenblick solchen Eindruck auf ihn gemacht. Er vermochte das Auge nicht abzuwenden von dem lieblichen Gesichte Esther's, das sich jetzt, aber nicht mehr in Folge des Wellenreflexes, in Purpurgluth tauchte. Grazian war ein Mann von seltener, sozusagen durchgeistigter Schönheit. Hoch und schlank von Gestalt, von harmonischem Ebenmaß in den Zügen, ruhig und getragen in seinen Bewegungen, mußte er auf Jeden einen überaus günstigen Eindruck machen — um wie viel mehr erst auf ein Mädchen, das bisher fast ausschließlich auf den Verkehr mit den mitunter grotesken Männergestalten angewiesen war, wie sie das Prager Ghetto hervorzubringen pflegt.

„Sie sind wohl in dieser Gegend bekannt, mein Herr?" fragte Esther schüchtern.

„So ziemlich, mein Fräulein! Ich kann Ihnen auch aus eigener Erfahrung nur Recht geben, wenn Sie die

Vermuthung aussprechen, daß der Gebhardsberg einen Fernblick bietet, der nicht leicht seines Gleichen hat, besonders wenn man erwägt, wie leicht er zu ersteigen ist!“

„Wir müssen hinauf, Papa!“ sagte Esther mit schalkhafter Entschiedenheit zu ihrem Vater.

„Da haben Sie's, mein Herr“, wandte sich Jonas lächelnd zu dem Kreuzherrn. „Sie haben mit der Anpreisung des Gebhardsberges dem Mädchen ganz den Kopf verdreht! Zur Strafe sollten Sie unser Cicerone sein, wenn wir morgen im Schweiße unseres Angesichtes den Berg ersteigen werden“.

Esther sah den Kreuzherrn gespannt an — sie schien zu fürchten, daß er auf die indirecte Einladung nicht eingehen werde. Aber ihre Besorgniß war eine vergebliche gewesen — der Kreuzherr sagte, während er sein großes braunes Auge unverwandt auf ihr haften ließ, mit einem verbindlichen Lächeln:

„Wenn Sie den Ausflug am Nachmittag unternehmen wollen, stehe ich mit Vergnügen als Cicerone zu Diensten — am Morgen nehmen Berufsgeschäfte meine Zeit in Anspruch!“

Es war wieder ein ängstlicher Blick, den das Mädchen diesmal allerdings nicht auf Grazian, sondern auf ihren Vater richtete. Würde Letzterer so lange in Bregenz bleiben wollen?

„Wie werden wir in einem so kleinen Ort über den Vormittag wegkommen?“ meinte Turnau.

„Sie werden einen herrlichen Vormittag verleben“, rieth Grazian, „wenn Sie einen Nachen nehmen und sich nach dem Lindenhof und Bad Schachen hinüber rudern lassen. In Schachen speisen Sie auch ganz gut. Wenn es Ihnen dann angenehm ist, hole ich Sie um drei Uhr in Schachen ab, wir fahren selbander nach Bregenz und besteigen von da den Gebhardsberg.

Turnau sah seine Tochter an. Er schien in deren Zügen zu lesen, wie angenehm ihr der Vorschlag Grazian's war, und sagte daher:

„Es sei; wir erwarten Sie morgen im Restaurationsgarten des Bades Schachen, hoffentlich begünstigt uns das Wetter!“

Das Schiff landete. Grazian verabschiedete sich von dem Paare, welches sein Gepäck nach dem unfern vom

Seeufer gelegenen Hotel „zum Kaiser von Oesterreich" schaffen ließ, und in welchem auch Fürst Edwin logirte.

Esther träumte die ganze Nacht über von dem schönen Kreuzherrn. Auf der Kahnfahrt nach Schachen war sie ungewöhnlich einsilbig und sah oft nach dem Gebhardsberg hinüber. Als Grazian am Nachmittag kam, hüllte sich ihr Antlitz in Purpurröthe, doch überwand sie bald ihre Befangenheit und horchte während der Rückfahrt nach Bregenz mit sich gleich bleibendem Interesse auf die Aufklärungen, die ihr Grazian über die reizvolle Gegend gab.

In lebhaftem Gespräche erklommen sie den Berg, nachdem sie die Stadt umkreist hatten, und an dem castellartigen Bau vorbeigekommen waren, dessen Ursprung sich in die Römerzeiten verliert. Als sie zu einer Stelle kamen, die einen freien Ausblick in's Rheinthal gewährte, sagte Grazian, nach der Gegend zeigend, wo mitten in grünen Matten Kloster Mariagrün lag:

„Dort bin ich zu Hause!" sagte er, um alsbald mit einem Seufzer hinzuzusetzen: „Ich wollte, ich könnte auch sagen: dort fühle ich mich zu Hause!"

Esther sah ihn überrascht an.

„Sie fühlen sich nicht glücklich in Ihrem Berufe?“ sagte sie, den Athem an sich haltend.

„Leider nein!“

„Warum sagen Sie das mit einer solchen Leichenbittermiene?“ rief Esther. „Stehen Sie nicht mit einem Fuß auf freiem Schweizer Boden — genügt nicht eine Fahrt über den See, ja, ein Spaziergang von einstündiger Dauer, Sie in Sicherheit zu bringen, wenn Sie sich hier gedrückt fühlen? Wenn ich Mann wäre, sollte mich kein Zwang in Banden legen!“

Grazian sah die Sprecherin überrascht an — eine energische Frauenseele war ihm etwas Neues.

„Vielleicht werde ich jetzt auch den Muth haben, hinter mich zu werfen, was mich drückt und beengt!“ sagte er mit bewegter Stimme. „Bisher brachte ich es nicht über's Herz, weil meine Mutter noch lebte. Ihr hätte es das Herz gebrochen, wenn mir Rom den Bannstrahl nachgeworfen hätte. Nun ist die alte Frau gestorben und ich bin frei!“

Die Augen des Kreuzherrn hatten sich gefeuchtet und seine wohlklingende Stimme zitterte.

Als ob etwas von dem, was sein Herz mächtig erschütterte, auf Esther übersprungen wäre, so sagte diese jetzt mit vibrirender Stimme:

„Sie waren also ein guter Sohn!"

„Ein so guter", entstürmte es dem Kreuzherrn, „daß ich mir dadurch vielleicht mein ganzes Leben verdorben habe! Hätte ich meine Mutter weniger geliebt, brauchte ich jetzt nicht von vorn anzufangen! Ich wäre dann nie Mönch geworden — und selbst wenn ichs geworden wäre, hätte ich mich früher losgemacht!"

„Sie können nicht glauben, wie ich mich geehrt und gehoben fühle, daß Sie so offen mit mir sprechen, daß Sie mir ein solches Vertrauen schenken!" rief Esther enthusiastisch, während flammende Röthe ihr Antlitz bedeckte. Sie sah über alle Begriffe schön aus in ihrer Erregung, und Grazian fühlte sich förmlich fascinirt von ihr, als er jetzt sein Auge auf ihr ruhen ließ.

„Nehmen Sie wirklich Interesse an dem, was ich spreche?" fragte er mit bebender Stimme. „Hätte es

wirklich einen Reiz für Sie, zu erfahren, wo dieses schiffbrüchige Leben stranden wird?"

„Sprechen Sie nicht vom Stranden!" ermuthigte sie den Zaghaften. „Steuern Sie Ihr Lebensschiff hinaus in das offene Meer, es wird nicht untergehen! Werfen Sie den Zweifel und die Unschlüssigkeit von sich und sagen Sie mannhaft: hier steh' ich, ich kann nicht anders! Und ich möchte mich dafür verbürgen, daß Sie Sieger sein werden in dem großen Conflicte mit widrigen Verhältnissen!"

„Wenn ich das lang Aufgeschobene endlich wagte — dürfte ich Ihnen von Zeit zu Zeit Kunde geben von meinem Kämpfen und Ringen — Ihnen, der einzigen Seele, die bisher einer Theilnahme für mich Ausdruck gegeben hat?"

Er ließ sein Auge auf ihr haften, als er so sprach, und auch sie sah ihm voll in's Gesicht.

„Wenn Sie glauben, daß Ihnen mein Zuspruch Trost zuführen, daß er Ihren Muth erhöhen, Ihre Thatkraft stählen kann, so soll er Ihnen nicht fehlen!"

Sie reichte ihm ihre Hand, und er hielt sie lange sprachlos in der seinigen.

Turnau, der weit hinter ihnen zurückgeblieben war, holte sie in diesem Augenblick ein und sah mit Staunen die Hände der beiden jungen Leute in einander liegen.

„Wir Zwei haben eine Art Vertrag geschlossen, Papa!" sagte Esther unbefangen, indem sie sich von Grazian entfernte und ihren Arm in den des Vaters legte, der den Kreuzherrn mißtrauisch anblickte.

„Einen Vertrag?" murmelte er. „Worin besteht dieser Vertrag?"

„Das kann ich Dir heute noch nicht sagen, Papa!"

Viertes Capitel.

Fast zu derselben Stunde, wo der Kreuzherr auf dem Wege zum Gebhardsberg sich ganz unvermuthet an einem Wendepunkte seines Lebens angelangt sah, dessen Consequenzen sich heute noch nicht im Entferntesten vorhersehen ließen, waren im Kloster Mariagrün zwei andere Personen, die in unserer Erzählung eine hervorragende Rolle spielen, in eine nicht weniger folgenschwere Unterredung vertieft.

Fürst Edwin war von Bregenz nach Mariagrün gekommen, um von seiner Nichte für einige Zeit Abschied zu nehmen. Er wollte am nächsten Tage nach Solothurn abreisen, wo ein Mann seinen Aufenthaltsort aufgeschlagen hatte, mit welchem er ein Geschäft abzuwickeln hatte, das eigentlich Ursache war, daß er die Reise in die Schweiz unternommen.

Auf der Rückreise von Solothurn wollte er noch einmal in Mariagrün vorsprechen: das hatte er seiner Nichte versprochen, die ihn während der kurzen Zeit ihres Verkehres mit ihm sehr lieb gewonnen hatte, weil er ihr mit wohlthuender Herzlichkeit entgegengekommen war und sie ihm gegenüber sich keinen Zwang anzulegen brauchte. Da sich in ihr Verhältniß zur Mutter ein Mißton eingeschlichen, mußte ihr der Umgang mit einem Verwandten, dem gegenüber sie nicht jedes Wort auf die Goldwaage zu legen brauchte, doppelt angenehm sein. Je peinlicher ihr die Ueberwachung sein mußte, der sie auf Schritt und Tritt und so zu sagen bei jeder Bewegung ausgesetzt sah, je deutlicher sie fühlte, daß ihr Aufenthalt in Mariagrün den Charakter einer strafweisen Versetzung, einer Bußfahrt hatte, desto natürlicher war es, daß sie sich mit aller Innigkeit zu einem Menschen hingezogen fühlen mußte, von dem sie voraussetzen konnte, daß er vielleicht das einzige Wesen sei, das nicht darauf ausging, sie zu bespioniren.

„Jetzt werden wieder einige recht traurige Tage für mich kommen!“ sagte Almerie wehmüthig zu ihrem Onkel, während sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Versprich

mir nur feierlich, Onkel Edwin, daß Du, wenn Du von Solothurn zurückkommst, mich hier wieder aufsuchst. Ich werde mich dann wenigstens auf Etwas freuen können!"

„Ich dachte, es sei Dir schon Freude genug, daß Du einen lästigen Freier los geworden bist!" sagte Edwin scherzhaft.

„Was möchte es mir nützen, daß ich dem Marquis gegenüber mit aller Entschiedenheit meinen Willen geltend gemacht habe?" sagte Almerie mit einem Seufzer. „Mama wird mir sicher bald andere Bewerber vorführen, denen gegenüber ich einen schwereren Stand haben werde, weil nicht alle so alt, so häßlich und unliebenswerth sein werden wie Torrieri, dessen ganzes Wesen gleichsam einen Korb herausforderte. Eine Zurückweisung des Marquis konnte mir Mama unmöglich übelnehmen, denn für ihn sprachen höchstens seine ungezählten Millionen. Wie aber, wenn mir Mama nächstens eine Partie vorschlägt, gegen welche ich nichts Begründetes werde einwenden können? Und Mama wird, ich weiß es, bald mit neuen Propositionen kommen — ich soll um jeden Preis so schnell wie möglich heirathen".

„Aus welchem Grunde sollte Mama die Sache forciren wollen?“ warf Onkel Edwin unbefangen hin.

Almerie warf einen scheuen Blick auf den Sprecher — sie schien offenbar mit sich zu Rathe zu gehen, ob sie dem Onkel Alles sagen sollte. Im nächsten Augenblick hatte sie ihren Entschluß gefaßt, und sie mußte sich sagen, daß es fraglich sei, ob sich in der nächsten Zeit ein zweiter Moment ergeben würde, so günstig wie der gegenwärtige, um ihr Herz vor dem Manne auszuschütten, der es sichtlich gut mit ihr meinte. Hastig nach Onkel Edwin's Hand ausfahrend, rief sie mit zitternder Stimme:

„Wirst Du mir nicht zürnen, Onkel Edwin, wenn ich ganz offen mit Dir spreche?“

„Was fällt Dir ein, thörichtes Mädchen? Ich Dir zürnen? Wie kommst Du auf diesen Gedanken? Ich bin Dir so von ganzem Herzen gut, als ob Du mein Kind wärst — was sollte Dich abhalten, zu mir wie zu einem Vater zu sprechen?“

Indem Edwin so sprach, schlang er seinen Arm um Almerie's Nacken und blickte sie mit einem ermuthigenden Lächeln an.

„So will ich Dir denn Alles sagen, Onkel Edwin!" entstürmte es den zuckenden Lippen Almerie's, während ihr Busen der inneren Aufregung, von der sie voll war, durch ein lebhaftes Wogen Ausdruck gab. „Ich bin zur Strafe hier, weil ich mein Herz an einen Mann gehängt habe, der nach der Meinung Mamas tief unter mir steht — an einen Mann, der keinen Adelsbrief sein nennt und sich überdies durch Zurschautragung freiheitlicher Ideen compromittirt hat!"

„Was hör' ich?" verwunderte sich Onkel Edwin; „Du hast Dein kaum sechzehnjähriges Herz schon verschenkt? Und noch dazu hinter dem Rücken der Mama? Und zum Ueberflusse auch noch an einen Mann, der Mama höchlich mißfällt? Ja, was glaubst Du denn, was aus diesem Roman herauskommen soll?"

„Viel Unglück, wenn Du nicht zu mir hältst, Onkel Edwin!" sagte Almerie unter Thränen. „Ich werde dann, von aller Welt verlassen und ganz allein auf mich gestellt, mich dem Willen Mamas beugen, den Mann heirathen müssen, den sie mir zudenkt, und dadurch für alle Tage unglücklich werden. Ersteht mir aber in Dir

ein Verbündeter, so werde ich den Muth haben, energischen Widerstand zu leisten, bis — bis —"

„Nun bis — ?" warf Onkel Edwin, seine Nichte neugierig anblickend, ein.

„Bis ich großjährig geworden bin!" ergänzte Almerie erröthend.

„Du stellst Deine Ausdauer auf eine harte Probe!" meinte Onkel Edwin unwillkürlich lächelnd. „Du hast noch acht Jahre bis zu Deiner Großjährigkeit — glaubst Du, daß Dir der Mann Deines Herzens so lange treu bleiben wird?"

„Gewiß, lieber Onkel!" sagte Almerie zuversichtlichen Tones. „Er hat mir geschrieben, daß er Alles daran setzen werde, mich zu erringen, wenn ich ihn meiner Liebe für würdig hielte! Ein Mann, dem Onkel Alphons sein Vertrauen in so hohem Grade zugewendet hat, kann kein schlechter Mensch sein. Onkel Alphons ist ein Menschenkenner und hätte die Erziehung seiner Söhne sicherlich Niemandem anvertraut, den er zuvor nicht sorgfältig geprüft und vollwichtig befunden hätte!"

„Deine Sachen stehen schlecht, mein liebes Kind!“ sagte Onkel Edwin enttäuscht und einen Blick voll Mitleid auf Almerie richtend. „Ein Hofmeister!“

„Kein gewöhnlicher Hofmeister!“ rief Almerie lebhaft. „Weidner hat einen literarischen Namen und wird einen solchen sicherlich auch bald in der gelehrten Welt haben, nachdem er jetzt in Leipzig in ernste, streng wissenschaftliche Bahnen eingelenkt hat! Mit seiner gründlichen Vorbildung wird er sich in kurzer Zeit eine Professur an einer deutschen Universität erobern!“

„Das ist das ehrenvolle Ziel, das ihm vorschweben mag!“ warf der Onkel ein. „Heute ist er doch nur ein abgedankter Hofmeister — und zwar einer, an dessen Wirksamkeit sich unangenehme Erinnerungen knüpfen. Weidner hat mit seinem Erziehungssystem gründlich Fiasco gemacht. Du wirst wohl davon gehört haben, daß Clemens seinem Vater viel Herzeleid bereitet hat. Ich habe es übernommen, ihn womöglich auf den rechten Weg zurückzuführen. Ich habe die Absicht, ihn, sobald er von den Wunden, die er bei Solferino davongetragen, gänzlich genesen sein wird, nach Amerika zu schicken,

damit er dort auf meinen Besitzungen ein neues Leben, ein Leben ernster Arbeit beginne".

„Ich beneide ihn um das Glück, unter Deine Führung zu kommen!" bemerkte Almerie.

„Wenn ich mich entschließe, einmal nach Amerika zurückzukehren, dann bürge ich auch für den Curerfolg!" sagte Edwin ernst. „Unter meinen Augen wird das Experiment gelingen, deß bin ich sicher!"

„Möchtest Du mich nicht mitnehmen nach Amerika, Onkel Edwin?"

Edwin stutzte.

„Ich bin noch nicht entschlossen, wieder hinüberzugehen", sagte er wie nachdenkend, „aber wenn Du meine Gesellschafterin werden wolltest, könnte dies ausschlaggebend werden! Aufrichtig gesprochen, ich hatte eine Art Scheu vor dem Alleinsein drüben, nachdem ich dort über fünfundzwanzig Jahre so überaus glücklich in Gesellschaft gelebt habe!"

Die Stimme des starken Mannes zitterte, als er so sprach, und seine Augenlider zuckten.

Das Mädchen umschlang ihn mit seinen Armen und flüsterte:

„Wenn ich Dir auch nicht Deine liebe, gute Frau ersetzen könnte, Onkel Edwin, so würde ich mich doch bemühen, Dich vergessen zu lassen, daß sie Dich allein zurückgelassen hat in der Welt!“

„Du bist ein gutes, gemüthvolles Kind, Almerie!“ sagte Onkel Edwin gerührt, indem er einen Kuß auf die Stirn des Mädchens drückte.

„Wenn Du mich mit Dir nimmst, Onkel Edwin, soll Dir auch bald die Ueberzeugung werden, daß ich auch ein starkes Kind bin, welches guten Muthes und ohne jede Anwandlung falscher Sentimentalität, die Dich verstimmen könnte, den Tag erwarten wird, an welchem es der Mann seines Herzens zu sich bescheiden wird, um es die gesicherte Stellung theilen zu lassen, die er sich bis dahin errungen haben wird!“

„Du traust Dir viel zu, mein Kind!“ bemerkte Edwin bedächtig den Kopf schüttelnd. „Gesicherte Stellungen lassen sich in der Gelehrtenrepublik nicht durch brillante Husaren-Attaquen nehmen! Das erfordert jahrelange unermüdliche Arbeit. — Ich will Dir etwas sagen, Almerie! Ich bin nun einmal so eine Art Commis voyageur, auf

eine kleine Reise mehr oder weniger kommt es mir nicht an. Wenn ich in Solothurn fertig bin, will ich einen Abstecher nach Leipzig machen und mir Deinen Herzallerliebsten ein wenig bei Lichte besehen! Besteht er die Probe, finde ich ihn aus dem Holze geschnitzt, aus welchem man deutsche Professoren und nebenbei gute Ehemänner macht, so soll es ihm an meiner Unterstützung nicht fehlen. Ich will dann ein ernstes Wort mit ihm reden, und ich hoffe, daß er nicht den falschen Stolz haben wird, eine Förderung von sich zu weisen, die ihn schneller zu dem ersehnten Ziele führen dürfte. Er kann in dieser Beziehung Jahre gewinnen, wenn er neben seinen Studien, neben der Vervollständigung und Ausbeutung seines Wissens nicht auch noch den Kampf um's Dasein führen muß. Wozu er in dem Falle, daß er neben dem wissenschaftlichen Problem zugleich die Existenzfrage lösen muß, zehn Jahre nöthig hätte, das kann er in vier, fünf Jahren erreichen, wenn er ohne Nahrungssorgen an die Arbeit gehen kann!"

„Ich wußte es ja, daß mir von Dir Heil kommen wird, Du lieber, guter Onkel!" rief Almerie freudig bewegt. „Ich fühle mich neu belebt — an Deiner Seite und in

der glücklichen Gewißheit, daß Du Weidner unter Deinen Schutz nimmst, werde ich wieder aufathmen, werde ich wieder Ruhe und Frieden finden!“

„Dir wär' es wohl am liebsten, Du könntest Mariagrün noch heute verlassen?“ bemerkte Edwin lächelnd.

„Wenn Du Dich getrautest, es vor Mama zu verantworten, daß Du mich aus dem Kloster genommen, ginge ich freilich am liebsten gleich mit Dir!“ meinte Almerie treuherzig.

„Wo ist der Vorwand, der uns zum Deckmantel eines so plötzlichen Entschlusses dienen könnte? Mama hat erst gestern Mariagrün verlassen und heute oder morgen sollte ich Deinen Austritt anbahnen? Würde das nicht fast wie eine Entführung aussehen, nachdem Mama durch kein Wort zu erkennen gegeben hat, daß sie in der nächsten Zeit bezüglich Deiner andere Dispositionen zu treffen gedenke? Und dann noch Eines, Du leichtsinniges Mädchen“, schloß Edwin in scherzhaftem Tone die ernst begonnene Rede, „würdest Du nicht durch Dein plötzliches Scheiden von hier die Fühlung mit dem geliebten Manne verlieren, die Du hier allerdings auf mir ganz unerklärliche

Weise unter den wachsamen Augen der Mater Immaculata mit ihm zu haben scheinst?"

„Du weißt?" rief Almerie erschrocken, indem sie den Onkel zweifelnd ansah.

„Nichts weiß ich", lachte Edwin, „aber den Nagel scheine ich auf den Kopf getroffen zu haben! Heraus mit der Sprache — wie hast Du das halbe Wunder zuwege gebracht, in diesen mit einer chinesischen Mauer gegen die sündige Welt abgeschlossenen Hallen in Verbindung mit Weidner zu bleiben? Nenne mir Deine Helfershelfer bei einem so gewagten Unternehmen!"

„Wirst Du nicht zum Verräther an ihm werden?" suchte sich Almerie schüchtern der Schweigsamkeit Edwin's zu versichern. „Ein unbedachtes Wort schon könnte die ganze Existenz des Mannes vernichten, der mir und Weidner wohlwollte!"

„Ein Mann also steckt dahinter! Siehe da — ich hätte weit eher Frauenlist dahinter gesucht! Seltsam — es wollte mir bei meinen wiederholten Besuchen in Mariagrün doch immer scheinen, der Seelsorger sei außer dem Gärtner der einzige Mann in diesen heiligen Mauern!"

„So ist's auch!“ bejahte Almerie, den Onkel immer noch ängstlich anblickend.

„Nun und dieser wird doch nicht gegen die Klosterzucht conspirirt haben, deren Hort er zu sein berufen ist!“ meinte Edwin.

„Pater Grazian ist ein Freund Weidner's!“ sagte Almerie halblaut.

„So!“ rief Edwin wie aus den Wolken gefallen. „Der Mann, der Dich nach Mariagrün begleitete, wo Du unter hermetischen Verschluß gegen alle unziemlichen Liebesbewerbungen gebracht werden solltest, wurde zum Protector dieser Bewerbungen! Das ist stark!“

„Pater Grazian hat mir einen einzigen Brief Weidner's in die Hände gespielt!“ entschuldigte Almerie den Seelsorger. „Es war dies eben jener Brief, in welchem mir Weidner seinen Entschluß kundgiebt, Oesterreich verlassen zu wollen, um in Leipzig eine neue Laufbahn zu beginnen, als deren letztes Ziel ihm eben die Erreichung meines Besitzes vorschwebt. Als Pater Grazian mir diesen Brief einhändigte, sagte er mir, daß er sich der Sache wegen eigentlich Gewissensvorwürfe

mache, obwohl er nicht wisse, und es auch nicht wissen möge, was der Brief enthalte. Auch habe er Weidner bereits geschrieben und ihn beschworen, ihn fernerhin aus dem Spiele lassen und mit keinen Missionen so heikler Art mehr betrauen zu wollen — der Bestellung dieses einen Auftrages habe er sich jedoch nicht entziehen zu dürfen geglaubt, weil er Weidner zu Dank verpflichtet sei, da ihm derselbe den Weg an die Hand gegeben habe, auf welchem er zur Erreichung seines Herzenswunsches, nach Mariagrün versetzt zu werden, gelangt sei".

„Wenn man Dich hört, sollte man wirklich glauben, Pater Grazian habe ganz correct gehandelt!" meinte Edwin lächelnd.

„Er hat es jedenfalls gut mit seinem Freunde und mit mir gemeint, und das genügt!" schloß Almerie die Unterredung.

Einige Minuten später verließ Fürst Edwin Mariagrün.

Auf halbem Wege zwischen dem Kloster und der Stadt begegnete ihm Pater Grazian, der in großer Aufregung zu sein und ihn kaum zu bemerken schien. Der Fürst grüßte höflich, Grazian dankte kaum. Beflügelten Schrittes eilte er dem Kloster zu. Edwin sah ihm lange nach und setzte dann kopfschüttelnd seinen Weg fort.

Fünftes Capitel.

Grazian, Weinblüh und Esther waren von ihrem Ausfluge auf den Gebhardsberg in dem Augenblick zurückgekehrt, wo das letzte Dampfschiff, das von Lindau herübergekommen war, in Bregenz landete.

Esther erklärte, sobald sich der Kreuzherr an der Pforte des Hotels „zum Kaiser von Oesterreich" verabschiedet hatte, von dem Spaziergange so erschöpft zu sein, daß sie sich auf ihr Zimmer zurückziehen müsse.

Weinblüh wollte noch den schönen Abend genießen und einen Spaziergang längs des Dammes machen.

Er hatte keine zwanzig Schritte gegen den See zu gemacht, als er den Gruppen der Passagiere begegnete, die der Dampfer von Lindau herübergebracht. Packträger trugen den meisten Reisenden Koffer nach. Das meiste Gepäck hatte eine Dame, die in der Mitte der Fünfzig zu

stehen schien, immer aber noch wohlconservirt aussah und in Gestalt und Antlitz Spuren ehemaliger Schönheit zur Schau trug.

Die Dame mußte dicht an dem Banquier vorbei, und sie war seiner kaum ansichtig geworden, als sie sich entfärbte und einen Schritt zurück trat.

Auch Weinblüh prallte vor ihr zurück und unwillkürlich entfuhr der Ausruf: „Brigitte!" seinen Lippen.

„So sind Sie es wirklich, da Sie meinen Namen nennen!" rief die Frau athemlos. „Welch ein sonderbarer Zufall! — Daß wir uns noch einmal im Leben begegnen mußten!"

Tiefe Röthe bedeckte das Antlitz der Frau, als sie so sprach. Weinblüh hatte sie mittlerweile aufmerksamer in's Auge gefaßt und sagte jetzt:

„Ich freue mich dieses unerwarteten Wiedersehens, um so mehr, als es mir die Gewißheit giebt, daß Sie sich in guten Verhältnissen befinden. Ich habe mich oft Ihrer erinnert und immer gewünscht, es möge Ihnen recht gut gehen. Denn es gab Zeiten, wo ich Ihnen von Herzen

gut war! Es ist freilich lange her — so einige fünf- oder sechsunddreißig Jahre!"

Der Banquier fuhr sich mit der Hand über die Augen und fuhr dann fort:

„Ich vermuthete Sie in Amerika! Wollten Sie nicht dahin gehen, als wir uns zum letzten Male in Prag sprachen?"

„Sie waren ja damals selbst so gütig, mir die Mittel zur Auswanderung nach Amerika zu gewähren, wofür ich Ihnen noch heute nicht genug danken kann!" sagte die Dame bewegt. „Die tausend Gulden, welche damals Ihre Großmuth einer Unwürdigen spendete, legten den Grund zu einer freundlicheren Gestaltung meines Lebens. O, Sie wissen nicht, Herr Weinblüh, wie oft ich Sie in meinen Gedanken gesegnet habe, und Sie können sich auch keinen Begriff davon machen, wie unaussprechlich glücklich ich bin, daß uns der Zufall noch einmal so wunderbar zusammengeführt hat, daß ich Ihnen Auge gegen Auge sagen kann, wie ewig dankbar ich Ihnen bin! Sie aufzusuchen hätte ich nie gewagt, nun ich Ihnen aber begegnet bin, erleichtert es mein Herz, daß ich Ihnen meine Dankesschuld wenigstens mit Worten abtragen kann!"

Der Sprecherin rannen heiße Thränen über die Wange. Weinblüh reichte ihr, gleichfalls tief gerührt, die Hand, und sie machte eine unwillkürliche Bewegung, als ob sie dieselbe mit ihren Lippen in Berührung bringen wollte.

„Was thun Sie?“ wehrte Weinblüh dem Beginnen und setzte dann hinzu: „Es würde mich interessiren, etwas über Ihre Verhältnisse und Ihre Schicksale in der Neuen Welt zu erfahren. Kommen Sie heute weit her?“

„Nein! Ich habe einige Wochen in tiefster Einsamkeit im Allgäu gelebt. Die melancholischen Auen dieses Voralpenlandes sagten meiner Gemüthsstimmung ganz besonders zu. Wenn ich die Birgsau oder die Spielmannsau entlang wandelte, kam in der tiefen Einsamkeit, die mich umgab, ein Seelenfriede über mich, der mir nach meinen Lebenserfahrungen nicht immer und allerorten beschieden ist“.

„Das glaube ich Ihnen gern!“ murmelte der Banquier theilnehmend und setzte dann laut hinzu: „Wenn Sie heute von Immenstadt kommen, werden Sie auch nicht besonders ermüdet sein. Der Abend ist wunderherrlich, und ich lade Sie ein, mit mir einen Spaziergang

längs des Sees zu machen; unterwegs können Sie mir berichten, wie es Ihnen ergangen ist! Wenn ich im Hôtel auf Ihr Zimmer käme, könnte dies zu Glossen Veranlassung geben, und dann habe ich auch meine Tochter bei mir, die nichts davon zu erfahren braucht, daß ich einmal eine kleine Schwäche für eine gewisse Brigitte gehabt! Ihr aber etwas vorzulügen, wenn Sie mich fragte: wer ist die Dame, mit der Du Dich unterhalten — das würde mir widerstehen! Ein Ausflug, den wir gemeinsam unternommen, hat Esther so angegriffen, daß sie sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hat — da können wir denn unbelauscht unser Rendezvous absolviren!"

Der alte Mann lächelte verschmitzt, als er so sprach — Erinnerungen an alte Zeiten, an das „blinde Thor" in Prag, in welchem er Brigitten kennen gelernt und manches Rendezvous mit ihr gehabt, mochten in ihm auftauchen.

Auch die Dame war feuerroth geworden, und dem alten Manne machte es einen Augenblick Vergnügen, sich an ihrer Verlegenheit zu weiden.

Dann sagte er, sich umsehend:

„Die Dienstmänner haben Ihr Gepäck bereits dem Portier übergeben und erwarten, daß Sie nachkommen — gehen Sie hin, bestellen Sie Ihr Zimmer und fertigen Sie die Leute ab, ich erwarte Sie da drüben am Ufer".

Die Dame folgte den Andeutungen des Banquiers und war in wenigen Minuten wieder an seiner Seite.

„Die Jahre scheinen an Ihnen spurlos vorübergegangen zu sein, Brigitte!" empfing sie Weinblüh lächelnd. „Ihr Gang ist noch immer so rasch und elastisch wie in den Tagen, wo Sie im ‚blinden Thor' darauf zu achten hatten, daß Niemand mit der Zeche durchbrannte".

Die Reminiscenz machte auch Brigitten lächeln.

„Im ‚blinden Thor' hatte ich festen Boden unter den Füßen", sagte sie scherzhaft, „aber später kam eine Zeit, wo ich auf schwanken, schaukelnden Brettern meinem Berufe nachgehen mußte, von dem ich nie glaubte, daß ich ihn würde abschütteln können".

„Sie blieben also wohl auch in Amerika dem Metier treu, das Sie sich in Europa erwählt?"

„In New-York angekommen", erzählte Brigitte,

„pachtete ich mit dem Gelde, das ich Dank Ihrer Freigebigkeit in die Neue Welt mitgebracht, eine Schänke am Strande, die zumeist von Matrosen besucht war. Es war ein Leben voll Mühe und Arbeit, das ich führte, aber es befriedigte mich, denn es war wenigstens kein Leben voll Winkelzügen, zu welchem mich die Verhältnisse in der Alten Welt verurtheilt hatten. Ich arbeitete und schaffte darauf los und sah weder rechts noch links. Unter den Kunden, die mein Haus regelmäßig besuchten, wenn sie New-York streiften, befand sich ein findiger Bursche, den ich als einfachen Matrosen kennen lernte, der sich jedoch rasch aus seiner untergeordneten Stellung in die Höhe arbeitete. Er warf sich auf den Handel, fing auch da klein an, hatte es aber schon in fünf bis sechs Jahren dahin gebracht, daß er ein wohlhabender Schiffseigenthümer wurde. Meiner Schänke blieb er als solcher treu. Oft, wenn ich unter seinen Augen emsig schaffte, schien er mich zu beobachten. Eines Tages frug er mich, ob ich mir wohl meine Lage zu verbessern Lust hätte? Auf meine bejahende Antwort sagte er mir: ich habe einen Freund, dem eines jener neuen Dampfschiffe gehört, die

zwischen Amerika und Europa verkehren; er hat mir gestern zufällig mitgetheilt, daß auf seinem Schiffe, das in drei Tagen nach Europa abgehen wird, die Küchenwirthschaft für die Zwischendeckpassagiere zu vergeben ist, da die seitherige Pächterin geheirathet und in New-York ein Geschäft etablirt hat — wenn Sie wollen, können Sie den Posten haben, auf dem Sie eher etwas vor sich bringen können als bei Ihrem bisherigen Geschäft, für das Sie leicht eine kleine Ablösungssumme bekommen können".

„So kamen Sie denn vom festen Lande auf die unsicheren schwimmenden Balken!" warf Weinblüh ein. „Das haben Sie sich im ‚blinden Thor' sicher nie träumen lassen, daß Sie eine Wasserratte werden und auf dem Meere serviren würden!"

„Ich habe mir überhaupt, als ich in's ‚blinde Thor' kam, nicht träumen lassen, daß ich ein so bewegtes Leben führen würde!" meinte Brigitte. „Auf das Schiff aber war ich zu meinem Glücke gekommen. Unter den Passagieren desselben befand sich ein Mann, der mir schon einmal eine große Wohlthat erwiesen hatte. Es war derselbe Mann, der mich in Wien getraut hatte!"

Brigitte hatte die letzten Worte in gedämpftem Tone gesprochen, während sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust entrang.

„Wie kam ein österreichischer Priester nach Amerika und auf ein Schiff, das zwischen New-York und Antwerpen verkehrte?“ forschte Weinblüh neugierig.

„Auch ich war erstaunt, den Priester, der mich vor neun Jahren in Döbling mit dem Manne getraut hatte, der wenige Monate später so traurig endete, in weltlichem Gewande, so fern von Wien, wo ich ihn seßhaft glaubte, anzutreffen. Er theilte mir mit, daß er den Priesterrock längst ausgezogen habe, nach Amerika ausgewandert, dort ein reicher Mann geworden sei und jetzt auf einige Zeit nach Europa zurückkehre, da ihm der fernere Aufenthalt in Amerika dadurch verleidet worden sei, daß er daselbst ein theures Wesen, welches die Freude seines Lebens gewesen sei, durch den Tod verloren habe“.

„Was Sie mir da erzählen, berührt mich seltsam!“ warf Weinblüh nachdenkend ein. „In den Tagen, wo Sie ein so böses Spiel mit mir und meiner Neigung für Sie trieben, trug sich eine eigenthümliche Geschichte

in unserem Hause zu. Eines Tages erschien ein junger Geistlicher, ein Kreuzherr, bei meinem Vater, mit Empfehlungen von einer Seite ausgerüstet, der wir alle Rücksicht schuldig waren. Der Kreuzherr bat, mein Vater möge ihm durch seinen Einfluß und seine weitreichende Bekanntschaft einen Regierungspaß verschaffen, der ihn zur Reise in's Ausland berechtigen würde. Mein Vater that wirklich, um sich Herrn von Ansbach in Wien zu verbinden, der ihm den jungen Geistlichen auf das Wärmste empfohlen hatte, bei dem damaligen Statthalter von Böhmen, dem Oberstburggrafen Grafen Kolowrat, die entsprechenden Schritte und erzielte einen Regierungspaß, der auf den Namen Waldert lautete und in die Hände des Kreuzherrn wanderte. Ein Vierteljahr später war dieser auf Nimmerwiedersehen verschwunden, und mein Vater schwebte lange in heilloser Angst, daß Jemand erfahren könnte, daß er der Vermittler des Passes gewesen. Aber die Sache blieb glücklicherweise in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Wie, wenn der Mann, der Sie in Wien getraut hat und den Sie neun Jahre später auf dem Dampfschiffe wiedergefunden haben

mit dem Kreuzherrn, dem mein seliger Vater unbewußt eines der Mittel zur Flucht geliefert, eine und dieselbe Person gewesen wäre?“

„Das kann leicht sein!“ meinte Brigitte. „Während der Trauung, die unter eigenthümlichen Umständen stattfand — mein Bräutigam hatte eine schmähliche, auf meine Täuschung berechnete Komödie aufführen wollen, die mich ihm in die Hände geliefert hätte, ohne daß ich seine rechtmäßige Frau geworden wäre, und der Geistliche hatte den Streich durch seine rechtzeitige Dazwischenkunft vereitelt — sah ich den Priester nur in seinem geistlichen Ornat, aber als er mich nach dem Ausbruch der Katastrophe aufsuchte, um mich zu trösten und mir in meiner entsetzlichen Lage auch hilfreich beizuspringen, da trug er den rothen Seidenstern auf der Brust — ich erinnere mich genau daran. Auch sagte er damals, daß er sich nach Prag begeben wolle — er kann daher immerhin derselbe sein, dem Ihr Vater zur Flucht behilflich gewesen“.

„Wenn ich ihn sehen würde, wäre ich im Stande, augenblicklich zu sagen: er ist es oder er ist es nicht —

so deutlich erinnere ich mich des Kreuzherrn!“ sagte Weinblüh. „Aber wer weiß, was seither aus ihm geworden ist und ob er noch lebt!“

„Er lebt, und wenn es Ihr Wunsch ist, ihn zu sehen, so kann dieser Wunsch in Solothurn leicht erfüllt werden!“ sagte Brigitte. „Ich bin auf dem Wege zu ihm, dem ich zu kaum geringerem Danke verpflichtet bin wie Ihnen! Auf dem Schiffe war's, wo er zu dem Guten, das er mir bereits erwiesen, noch in edler Selbstlosigkeit eine Wohlthat hinzufügte, welche den Grund zu der angenehmen materiellen Lage legte, in welcher ich mich seit Jahren und bis zum heutigen Tage befinde. Nachdem er in den vierzehn Tagen, welche die Ueberfahrt in Anspruch nahm, ein aufmerksamer Beobachter meines emsigen Schaltens und Waltens gewesen, sagte er, kurz bevor wir in Antwerpen landeten, zu mir: Sie sind eine brave Person, die im Leben viel Herbes erfahren hat und es verdienen würde, daß ihr einmal ein besserer Stern leuchtet. Sie sind noch jung und könnten es bei ihrer Thätigkeit leicht noch zu einer angenehmen Existenz bringen, wenn Sie etwas Capital in die Hand

bekämen. Ich habe viel mehr Geld, als ich je werde verbrauchen können, und will Ihnen eine mäßige Summe anvertrauen, mit welcher Sie in New-York etwas unternehmen können, das Sie rascher zu Wohlstand bringt, als das mühevolle Gewerbe, das Sie treiben. Ich wollte einwerfen, daß ich ohnehin noch von Wien her mit einer namhaften Summe in seiner Schuld stehe, er aber wies jede Gegenbemerkung zurück, gab mir fünftausend Dollars und schied mit den Worten von mir: Wenn Sie einmal überflüssiges Geld haben, so schicken Sie mir die Summe zurück; ich werde mich in der Schweiz, und zwar in Zürich niederlassen und Briefe werden mich dort unter der Adresse Charles Sealsfield finden".

„In Zürich also lebt ihr Wohlthäter?" warf der Banquier ein. „Sie nannten vorhin Solothurn als seinen Aufenthaltsort".

„Er muß im Verlauf der Jahre von Zürich nach Solothurn übersiedelt sein", nahm Brigitte wieder das Wort. „Ich reiste mit dem für meine Verhältnisse großen Capital, in dessen Besitz ich mich plötzlich sah, nach Amerika zurück und hatte den Gedanken, dort einen

Gasthof zu pachten. Als ich in dieser Richtung Nachforschungen pflog, führte mir der Zufall wieder den Mann in den Weg, dem ich die Nahrung auf dem Dampfschiffe zu verdanken hatte. Ich sagte ihm, daß ich mir eine namhafte Summe erspart hätte, und bat ihn um seinen Rath, wie ich dieselbe am besten nutzbringend machen könnte. Ich hatte Vertrauen zu ihm, weil er sich sozusagen unter meinen Augen aus nichts zu einer gewissen Stellung in der Handelswelt emporgearbeitet hatte. Er sagte zu mir: Geben Sie mir Ihr Capital; ich werde damit auf Ihre Rechnung speculiren. Sie sollen es unter keinen Umständen verlieren, selbst wenn ich damit Unglück haben würde. Ich habe vor einigen Tagen ein Haus gekauft, auf diesem stelle ich Ihnen Ihr Geld sicher".

„Das nenne ich einen coulanten Antrag!" unterbrach der Banquier lächelnd die Erzählerin. „Da der Mann so generös war, würde ich glauben, er habe etwas Aehnliches für Sie empfunden, was zehn Jahre früher ein sicherer leichtsinniger Weinblüh in der Alten Welt für Sie empfand!"

„Ich muß zugeben, daß Ihre Voraussetzung die

richtige ist!“ sagte Brigitte. „Im Augenblick freilich gab Herr Slydel seinen wahren Gefühlen und Gesinnungen noch keinen Ausdruck — er nahm einfach die fünftausend Dollars von mir entgegen und gab mir dafür eine Schuldurkunde, die auf sein Haus verbüchert wurde, das er mir zeigte. Es war eines der stattlichsten Häuser in Broadway, und als er mich mit einer Handbewegung auf die weiten Fensterfluchten desselben aufmerksam machte, sagte er lächelnd: es müßte nicht übel sein, hier in der ersten Etage zu wohnen“.

„Ich möchte das Weitere fast errathen“, bemerkte der Banquier. „In Jahr und Tag bewohnten Sie wirklich die erste Etage des Broadwayhauses — und zwar nicht allein!“

„Sie dürfen der Zukunft nicht so vorgreifen!“ sagte Brigitte. „Im Augenblick pachtete ich mit den fünfhundert Dollars, die mir Herr Slydel an zehnprocentigen Capitalszinsen für ein Jahr vorausbezahlte, ein kleines Hotel garni in New-York. Ich hatte dasselbe drei Jahre mit Erfolg bewirthschaftet, als eines Tages Herr Slydel bei mir erschien. Er sah viel vornehmer

aus als früher und sagte: Sie sind eine reiche Frau geworden. Ich habe Glück im Geschäfte gehabt und bin heute ein gemachter Mann. Ihre fünftausend Dollars habe ich so oft mit Vortheil umgesetzt, daß achtzigtausend aus ihnen geworden sind. Was wollen Sie mit dem Gelde anfangen? Als ich verwirrt schwieg, fuhr er fort: Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Lassen Sie das Geld in meinem Geschäfte, ich verschreibe Ihnen dafür mein Haus in Broadway. Ich selbst will mich noch einige Jahre plagen, dann komme ich wieder und werde Ihnen wieder einen Vorschlag machen. — Ich war mit Allem zufrieden. Aber, obwohl ich nun schon ein schönes Haus besaß, war ich noch immer thätig, pachtete ein großes Hotel, welches ich mit solchem Glück bewirthschaftete, daß ich es nach vier Jahren kaufen konnte. Diesmal dauerte es sechs Jahre, ehe Slydel wieder bei mir erschien. Und als er endlich kam, theilte er mir mit, daß er sein Geschäft verkauft habe und sich mit einem Baarvermögen von vier Millionen Dollars zur Ruhe begeben wolle. Dann frug er mich, ob ich geneigt wäre, den Ruhestand mit ihm zu theilen?“

„Endlich!“ murmelte Weinblüh. „Zeit hat er sich genug gelassen! Wenn die Ehe unglücklich ausgefallen wäre, der Uebereilung wenigstens hätte er sich nicht anklagen müssen! Sie wurden also Mann und Frau?“

Brigitte nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Wir lebten vierzehn Jahre lang in Frieden und Eintracht in dem schönen Hause der Broadwaystraße, das mir Slydel verschrieben. Leider blieb die Ehe kinderlos. Vor zwei Jahren starb mein guter Mann und hinterließ mir zwei Dritttheile seines Vermögens. Ein Dritttheil fiel armen Verwandten und Stiftungen zu. Sobald ich mich ein wenig von meinem Schmerze erholt hatte, schrieb ich an meinen Wohlthäter in Zürich, mit dem ich mich, so lange meim Mann lebte, in keine Correspondenz hatte einlassen wollen, da dieselbe, wenn mein Mann dahinter gekommen wäre, leicht zu Auseinandersetzungen bezüglich meiner Vergangenheit hätte führen können, die ich lieber vermieden sehen wollte. Jetzt theilte ich ihm mit, daß ich mich glücklich schätzen würde, ihm die Summe, die er mir einmal großmüthig vorgestreckt, mit Zinsen und Zinseszinsen zurückzahlen zu können. Ich

wartete ein halbes Jahr auf eine Antwort — als ich keine erhielt, schrieb ich von Neuem. Darauf kam nach einem Vierteljahr ein Brief, der den Poststempel Solothurn trug und sehr lakonisch lautete, da er nur die Worte enthielt: Es eilt nicht — vielleicht komme ich noch einmal nach Amerika, dann suche ich Sie auf und hole mir mein Geld, oder es erfaßt Sie eines Tages eine unwiderstehliche Sehnsucht, Europa wiederzusehen — dann suchen Sie mich auf und bringen mir mein Geld".

„Und da haben Sie sich denn aufgemacht, Ihre Schuld persönlich abzutragen!" fiel der Banquier Brigitten in die Rede.

Diese nickte mit dem Kopfe und sagte lebhaft:

„Es war wirklich so, als ob der Brief meines Gläubigers die Sehnsucht, die alte Welt wiederzusehen, in mir wachgestürmt hätte. Ich ordnete meine Angelegenheiten und machte mich auf den Weg. Im Frühling landete ich in Antwerpen, brachte den Sommer am Rhein zu, nahm mir vor, den Herbst in der Schweiz zu ver-

leben. Zunächst will ich, so lange die milde, nachsommerliche Witterung noch anhält, mich auf dem Weißenstein bei Solothurn ansiedeln. Später gehe ich nach Prag. Vom Weißenstein aus will ich Erkundigungen nach Herrn Sealsfield anstellen, der jedenfalls in der Gegend von Solothurn sich aufhält, nach dem Poststempel seines Briefes zu schließen".

„Auch ich bin mit meiner Tochter auf einer Tour durch die Schweiz begriffen und beabsichtige mich nach Interlaken zu wenden", sagte Weinblüh. „Möglich, daß ich von dort einen Abstecher über Bern nach Solothurn und dem Weißenstein mache, da meine Neugierde, Herrn Sealsfield kennen zu lernen, eine große ist. Komme ich nach dem Weißenstein, so sehen wir uns wohl noch einmal. Bis dahin leben Sie wohl, Brigitte. Ich gönne Ihnen die glückliche Lebensstellung, die Sie sich errungen, von Herzen und wünsche Ihnen, daß es Ihnen immerdar gut gehe!"

Weinblüh hatte die letzten Worte mit bewegter Stimme gesprochen und reichte jetzt Brigitten die Hand zum Abschiede. Auch ihre Augen feuchteten sich, als sie

einen letzten Blick auf ihn warf, und ihr Abschiedswort erstarb in einem krampfhaften Schluchzen.

Dann gingen Beide, Jedes für sich, als ob nie eine Begegnung im Leben, weder in gutem noch in feindlichem Sinne, zwischen ihnen stattgefunden hätte, dem Hotel „zum Kaiser von Oesterreich“ zu.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Eine halbe Stunde von Solothurn entfernt steht dicht an der Landstraße ein kleines, einstöckiges Haus, welches das Schild „zu den Tannen" führt. Den Mann, der dies Haus bewohnt, haben wir kennen gelernt, als er sich in der Vollkraft, im Zenith seines Lebens befand — heute tritt uns in ihm ein lebensmüder gebrochener Greis entgegen. Nicht als ob er steinalt wäre — er befindet sich seinem Lebensalter nach erst an jener Grenze, wo sich die Fünfzig mit den Sechzig begegnen, wo also Rüstigkeit des Körpers mit Frische des Geistes immer noch Hand in Hand gehen können. Aber stetes Alleinsein hat den Mann verknöchert, sein Gemüth verbittert und ihn vor der Zeit alt gemacht. Dazu gesellte sich nun auch noch die

Krankheit, und zwar ein Doppelleiden, davon eines, eine offene Wunde am Fuße, seine körperliche Regsamkeit beeinträchtigte, ja ihm von Zeit zu Zeit die Bewegung ganz unmöglich machte, während das andere ihn innerlich zerwühlte, und wie alle Unterleibskrankheiten jene, die mit ihnen behaftet zu sein das Unglück haben, melancholisch machte.

Wir haben den ehemaligen Prager Kreuzherrn Postel aus den Augen verloren, als er im Jahre 1832 mit einem Manuscripte in der Tasche aus Amerika nach Europa zurückkehrte, um sich anfänglich in Zürich niederzulassen. In dieser Stadt hatte er bei Orell und Füßli seinen noch auf amerikanischem Boden geschriebenen ersten Roman: „Der Legitime und der Republikaner" erscheinen lassen, welchen die Verleger mit folgender Einleitung in die Welt schickten: „Das Werk ist uns von geachteter Seite zugekommen, und der Verfasser mag so wie Walter Scott und andere Autoren, die anonym geschrieben, seine Ursache haben, auf den Schriftstellerruhm einstweilen zu verzichten. Diese Anonymität ist bekanntlich in Amerika und England eine hergebrachte Sache. Walter Scott, Washington, Yrving und viele Andere haben dasselbe gethan, ganz das

Gegentheil von unsern Autoren, die, lächerlich genug, als Uebersetzer ihre Namen auf ein Werk setzen, dem der Autor den seinigen noch nicht beizudrucken für gut befunden“.

Diesem Roman waren 1834 die „Transatlantischen Reiseskizzen“ gefolgt und „Christophorus Bärenhäuter's Brautfahrt“ hatte alle Welt entzückt. In rascher Folge erschienen hierauf die Romane: „Morton“, „die Prairie am Jazinto“, „Süd und Nord“, und Charles Sealsfield — diesen Autornamen hatte der Verfasser, dessen Werke anonym erschienen waren, den späteren Büchern beigedruckt — zählte im Anfang der Vierziger Jahre zu den gefeiertsten Schriftstellern Deutschlands. Große Honorare flossen ihm zu und gestatteten ihm, da ihm auch sein amerikanisches Besitzthum eine hübsche Rente abwarf, recht comfortabel zu leben, und namentlich die Hälfte eines jeden Jahres auf Reisen zuzubringen, was seine Lieblingsleidenschaft war. Das letzte gute Geschäft hatte der gründliche Kenner amerikanischer Verhältnisse, die in jenen Tagen für die meisten Europäer noch eine terra incognita und daher für einen scharfen Beobachter und federgewandten, mit

einer erklecklichen Dosis Humor ausgestatteten Darsteller ein ausbeutungsfähiges Terrain waren, gemacht, als die Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete. Aber auch der Halbamerikaner sollte die Wahrheit des Sprichwortes erfahren: „Glück und Glas, wie leicht bricht das". Das Jahr 1848 brach an, und mit dem Absatz der Bücher war es aus. Für den deutschen Michel, den Sealsfield im Christophorus Bärenhäuter so drastisch gezeichnet, war die Zeit des Handelns gekommen, und er vergaß darüber das Bücherlesen ganz. Postel=Sealsfield empfand das bald gar sehr. Es schmerzte ihn, den einst Vielgenannten, wie ein überwundener Standpunkt sich zur Seite geworfen zu sehen — und dann kam auch die materielle Frage dazu. Er sah sich auf die Einnahme von seinem Gute in Louisiana beschränkt und übersiedelte, um billiger leben zu können, nach Solothurn, wo ihn Niemand kannte. Aber noch gönnte er sich die alljährliche Reise, und von einer solchen finden wir ihn eben zurückgekehrt. Er war in England und Frankreich gewesen und hatte sich dann sechs Wochen in Schwalbach aufgehalten, um-

Eisen in sein Blut zu thun. Von Schwalbach war er aber so verstört zurückgekehrt, daß mit ihm, wie seine alte Wirthschafterin der Nachbarschaft klagte, nichts mehr anzufangen war. War er in den letzten Jahren, seit ihn, wie er zu sagen pflegte, das Glück verlassen, überhaupt sparsam geworden, so qualificirte er sich jetzt zu einem vollendeten Geizhalse und schien von dem Wahne befangen, er müsse demnächst verhungern. Die Wandlung, die mit ihm vorgegangen, schien der alten Frau ganz unerklärlich, da vorläufig noch genug Geld im Hause war und Herr Escher, der Pächter der amerikanischen Besitzung Sealsfield's, ein prompter Zahler war.

Heute war Postel in ungewöhnlich erregter Stimmung aus Solothurn zurück gekehrt, wohin er gegangen war, um in der Weinkneipe „zum Rappen" einen Frühschoppen zu trinken. Er hatte den derben Stock, der ihm auf seinen Wanderungen zum Stützpunkte zu dienen pflegte, seit er fußkrank geworden war, unwillig in einen Winkel geworfen und rief der ihn begrüßenden Haushälterin mürrisch zu:

„Das war das letzte Mal, daß ich in der Stadt gewesen bin!"

„Ist Ihnen dort etwas Unangenehmes begegnet, Herr Sealsfield?“ erkundigte sich die Haushälterin.

„Ich habe mich tüchtig geärgert, das ist Alles!“ murrte der Hausherr. „Und das kann ich billiger haben! Dazu brauche ich nicht nach Solothurn hineinzulaufen. Wenn ich mich ärgern will, brauche ich einfach darüber nachzudenken, wie sich in den letzten Jahren Alles verschlechtert hat!“

„Sie haben also beim ‚Rappen‘ wieder einen Disput gehabt, Herr Sealsfield?“

„Diesmal soll's der letzte gewesen sein, Frau Vögtlin!“ knurrte Postel. „Das sind ja reine Narren, mit denen nicht zu verkehren ist! Das will über Amerika mitreden und hat keinen blauen Dunst von der Sache! Das schwärmt für die Sclaven-Emancipation! Sollen erst hinübergehen und die Neger kennen lernen, wie ich sie kennen gelernt habe! Das ist keine Kunst, beim Weinglase Betrachtungen über allgemeine Menschenrechte und die Gleichberechtigung aller Racen anzustellen — wenn sie zehn Jahre mit den Schwarzen verkehrt hätten, wie

ich, würden sie anders sprechen und einsehen, daß die Neger einer inferioren Race angehören, daß sie dem Affen verwandter sind als dem Menschen!“

„Das hab' ich mir auch immer gedacht, daß so ein Schwarzer doch nur eigentlich ein halber Mensch ist!“ bemerkte Frau Vögtlin mit dem Kopfe nickend. „Und das kann mich nur freuen, daß so ein gelehrter Herr, wie Sie, Herr Sealsfield, einer sind, mit mir darüber einerlei Meinung ist! Und die Herren beim ‚Rappen‘ haben Ihnen widersprochen, Herr Sealsfield?“

„Unisono“, grollte Postel, „und zwar mit einer Bestimmtheit und Leidenschaftlichkeit, wie sie grauen Theoretikern eigen zu sein pflegt! Natürlich, was haben sie bei der praktischen Lösung der Sclavenfrage zu verlieren! Sie sitzen hier im Trockenen, was liegt ihnen daran, ob ich, der ich drüben begütert bin, verarme? Was liegt ihnen daran, ob in Amerika der Sclaven wegen ein Krieg ausbricht, an dem ein Welttheil sich verblutet? Wenn es drunter und drüber geht, wenn sich der Norden und der Süden der Vereinigten Staaten blutig befehden werden, haben sie im ‚Rappen‘ ein dankbares Thema mehr,

über das sie kannegießen können! Das ist das ganze Interesse, das sie an der Sache nehmen!“

„Sollte wirklich der Schwarzen wegen ein Krieg ausbrechen?“ entsetzte sich die Haushälterin.

„Ich habe die Gefahr auch nicht für so nahe gehalten“, entgegnete Postel, „aber ein Amerikaner, mit dem ich in Schwalbach viel verkehrte, hat mir ein Licht aufgesteckt und mich belehrt, wie gespannt bis zum Aeußersten die Verhältnisse drüben sind und wie es über Nacht losgehen kann! Der Norden wird den Süden anfallen, um ihn zu zwingen, nach seiner Façon selig zu werden, der Süden wird sich zur Wehre setzen, denn die Aufrechterhaltung der Sclaverei ist eine Lebensfrage für ihn. Es wird ein Kampf auf Tod und Leben sein, der lange dauern und Alles verschlingen kann. Was wird unter solchen Umständen meine Besitzung drüben werth sein?“

„Das also ist die Sorge, die Sie drückt, Herr Sealsfield?“ warf die Haushälterin ein. „Jetzt begreife ich Ihre üble Laune und Ihre Sparsamkeit! Aber könnten Sie nicht Ihr Land drüben noch verkaufen, ehe es zur Katastrophe kommt?“

„Wer wird jetzt drüben etwas kaufen? Ja, wenn ich hinreisen könnte — aber bei meiner Gebrechlichkeit kann ich mich nicht darauf einlassen! Wenn ich auch vielleicht glücklich hinüber käme, könnte es dort losgehen, während ich drüben wäre — und ich ertrage keine Aufregungen mehr, vollends keine so heikler Natur, wie sie ein Bürgerkrieg im Gefolge hat!"

„Sie haben einen so braven Pächter drüben, Herr Sealsfield, daß Sie selbst dann nicht zu verzweifeln brauchen, wenn es wirklich zum Kriege kommt. Er hat Ihnen bisher immer den Pachtschilling pünktlich auf Heller und Pfennig bezahlt, er würde Sie wohl auch nicht im Stiche lassen, wenn es zum Aeußersten käme!"

„Was könnte er thun, wenn man ihm sein Land verwüstete, ihm Kriegscontributionen und Steuern auferlegte? Ich wäre da der Letzte, an den er dächte! In erster Linie müßte er dem unersättlichen Kriegsmoloch den weiten Rachen stopfen — was bliebe da für mich übrig? Ja, wie die Sachen liegen, kann ich mich auf meinen Pächter nicht verlassen — ich muß zusehen, daß ich auf eine andere Art etwas verdiene. Ich habe einige

Werke angefangen, ehe ich meine letzte Reise antrat — die werde ich wieder vornehmen und sie nach ihrer Vollendung zu verkaufen suchen. Wenn es wirklich in Amerika losgehen sollte, wird sich das Publikum in Europa vielleicht wieder an den Schriftsteller erinnern, der es vor Jahrzehnten als der Erste über amerikanische Verhältnisse orientirte!"

„Was werden aber Ihre leidenden Augen zu der anstrengenden Arbeit sagen?" warf die Haushälterin besorgt ein.

„Daran habe ich auch schon gedacht!" beruhigte sie Postel. „Ich habe meinen heutigen Spaziergang nach der Stadt dazu benützt, in das Solothurner Tagblatt einrücken zu lassen, daß ich einen Mann aufnehmen will, der mir drei, vier Stunden im Tage Secretärsdienste leisten, mir vorlesen und niederschreiben soll, was ich ihm dictiren werde. Die Neuerung wird freilich wieder Geld kosten, aber wir können die nothwendige Auslage durch erhöhte Sparsamkeit auf anderen Gebieten wieder wettmachen".

„Auf welchem Gebiete wollen Sie denn noch Er-

sparungen einführen, Herr Sealsfield?" fragte die Haushälterin lächelnd. „Sie gönnen sich ja ohnehin kaum mehr, was Sie zum Leben nothwendig haben! Ein Stückchen Rindfleisch und einige Kartoffeln bilden Ihre tägliche Mahlzeit — was wollen Sie da noch streichen? Wenn ich denke, wie gut wir noch vor drei, vier Jahren gelebt haben! Da gab's doch noch Abwechslung bezüglich des Mittagstisches — verzeihen Sie mir die Bemerkung Herr Sealsfield, aber ich glaube, daß bei diesem ewigen Kartoffelessen nichts Gescheidtes herauskommen kann!"

„Wie meinen Sie das, Frau Vögtlin?" fuhr Postel die Haushälterin barsch an. „Wenn Ihnen die Kartoffeln nicht munden, so thut mir das leid! Mir schmecken sie!"

„Sie mißverstehen mich, Herr Sealsfield!" meinte die Haushälterin in nahezu weinerlichem Tone. „Ich für meine Person habe nichts gegen die Kartoffeln, ich bin mit Allem zufrieden. Aber Sie wollen schöne Bücher schreiben, welche die Leute kaufen und bezahlen sollen, und da will es mir nicht einleuchten, woher Sie schöne Gedanken hernehmen wollen, wenn Sie sich so schlecht nähren.

Die Kartoffel ist wässerig, und wenn Sie alle Tage nichts als Kartoffeln essen, müssen Sie endlich auch wässerige Gedanken bekommen, die für nichts stehen!"

Postel mußte über diese sonderbare Argumentation der braven Frau, die es gut mit ihm meinte, trotz seiner üblen Stimmung lächeln und sagte:

„Damit Sie nicht Recht behalten, Frau Vögtlin, ermächtige ich Sie, mir fortan zweimal wöchentlich eine Eierspeise zu bereiten. Aber dafür müssen Sie die weiße Suppenschüssel, die Sie an Stelle derjenigen, die ich jüngst zerschlagen habe, gestern in der Stadt gekauft haben, zurückgeben und eine einfache von braunem Thon dagegen eintauschen — für den Franken, den wir da ersparen, können wir wenigstens fünfzehn Eier kaufen!"

Frau Vögtlin verließ mit einem Seufzer das Zimmer.

Zweites Capitel.

Wir haben Cosima verlassen, als sie bei dem Maler in der Pelikangasse eintrat, der im Auftrage Primolano's ein Miniaturporträt von ihr anzufertigen hatte. Als sie an jenem Tage den Maler, nachdem sie ihm gesessen, wieder verlassen wollte, hatte sie dieser mit den Worten zurückgehalten:

„Apropos, mein Fräulein, wissen Sie davon, daß ich Sie eigentlich zweimal zu porträtiren habe?"

„Zweimal?" wiederholte Cosima betreten. „Davon ist mir nichts bekannt! Mit meinem Wissen und Willen soll ich nur einmal aufgenommen werden, und zwar en miniature für ein einem Armbande einzufügendes Medaillon!"

„Ganz richtig — in der Größe oder vielmehr Kleinheit,

wie ich Sie da eben male! Als aber der Herr, der mit mir dieses Miniaturbildes wegen Rücksprache gepflogen hat, das letzte Mal bei mir war, kam er in Begleitung eines anderen Herren, der mich ersuchte, ihm auch ein Bild von Ihnen anzufertigen. Es müsse kein Miniaturbild sein, könne ein Visitenkartenformat haben, das einzige, was er sich bedinge, sei eben, daß Sie gut getroffen würden!"

Cosima war schon mit sich im Reinen darüber, wer der Besteller des zweiten Bildes gewesen, wollte sich ihrer Sache aber vergewissern und fragte nach dem Aussehen des Herrn, der ihr Bild zu besitzen gewünscht.

„Sie werden ihn vielleicht am besten aus seiner muthmaßlichen Handschrift erkennen!" sagte der Maler in eine Schublade seines Arbeitstisches greifend und aus derselben einen Papierstreifen, hervorziehend, den er Cosima mit den Worten überreichte: „Dieses Papier muß dem Besteller des Bildes in dem Augenblicke aus seiner Brieftasche geschlüpft sein, wo er diese öffnete, um mir eine Darangabe für das anzufertigende Bild zu geben, um die ich ihn übrigens nicht ersucht habe. Weder er noch ich hatten bemerkt, daß das Papier zur Erde gefallen sei, ich

entdeckte es aber, kaum daß ich die Herren zur Thüre hinauscomplimentirt hatte!“

Cosima hörte nicht, was der Maler sprach. Sie war, kaum daß sie einen flüchtigen Blick auf den schmalen Papierstreifen geworfen, den ihr der Maler übergeben, bleich geworden, denn sie hatte die Worte gelesen: „Amand lebt in Rom ein freudloses Dasein und wird von dem Wunsche verzehrt, Cosima wieder zu sehen“.

Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen — sie selbst mußte hinaus in die frische Luft treten, wenn sie sich aufrecht halten wollte.

„Ich kenne den Herrn, der das zweite Bild bestellt hat“, sagte sie tonlos, „geben Sie es ihm immerhin, diesen Papierstreifen, den er vielleicht vermissen wird, will ich ihm selbst einhändigen!“

Der Maler hatte nichts dagegen einzuwenden, und Cosima verließ fast taumelnd seine Wohnung.

Sie wanderte dem Glacis zu, und wirr jagten einander die Gedanken in ihrem fiebernden Kopfe. Cattaneo wußte also, wo sich Amand aufhielt und hatte ihr nichts davon gesagt. Er hatte sie vielmehr in perfider

Weise nach Wien gelockt, während er Amand in Rom wußte. In Rom war er kürzlich gewesen, das hatte er ihr gesagt — in Rom hatte er mit Amand verkehrt und das hatte er ihr verschwiegen. Ein tödtlicher Haß gegen den Elenden, der sie immer nur in seinem eigenen Interesse auszubeuten suchte, setzte sich in ihr fest. Sie war entschlossen, sich ihm unsichtbar zu machen und ihn dadurch um die Früchte seiner letzten Intrigue zu bringen. Aber das sollte seine einzige Strafe nicht sein — sie wollte vielmehr seinen Machinationen für immer einen Riegel vorschieben, ihn für alle Zeit unmöglich machen und von dem Schauplatze seines unheimlichen Wirkens verdrängen. Torrieri sollte über die Intrigue, die gegen ihn geplant worden, reiner Wein eingeschenkt werden, und dabei wollte sie sich selbst nicht schonen. Zuvor mußte sie aber zu einer Unterredung mit Amand gelangen, gegen den Cattaneo sicher etwas plante, da es ihr zweifellos schien, daß er das zweite Porträt nur zu dem Zwecke bei dem Maler bestellt habe, um mit demselben auf Amand einwirken zu können. So wie er sich die für sie bestimmten zwei Zeilen von Amand sicher

nur zu dem Zwecke hatte geben lassen, um sie erforderlichen Falls bei ihr als Trumpf auszuspielen, so plante er sicher, sich Amand gefügig zu machen, indem er ihm ihr Bild zutrug und ihn glauben machte, daß er es auch in seiner Macht habe, ihm die Geliebte selbst zuzuführen.

Sie wußte nun, wo sich Amand aufhielt, und war fest entschlossen, ihn in Rom aufzusuchen. Sie wollte die Reise zu ihm noch heute antreten und begab sich nur in ihre Wohnung, um ihre geringen Habseligkeiten zusammen zu raffen. Sie fuhr mit denselben nach dem Bahnhofe, wo sie die Koffer bei dem Portier deponirte, um dann in die Stadt zu eilen und ihren Schmuck zu Geld zu machen, da sie nur durch die Verwerthung desselben in die Lage kam, eine so kostspielige Reise auf eigene Faust unternehmen zu können.

Sie athmete förmlich auf, als sie Wien im Rücken hatte. Wie ein Alp fiel es von ihrer Seele, als sie sich von Cattaneo befreit sah. Er hatte sie nur krumme Wege geführt, die nie zu ihrem Heil hätten ausschlagen können. Aber, sagte sie sich plötzlich, war nicht auch der Weg, den sie eben ging, ein krummer? Hatte sie sich nicht

auf Cattaneo's Anstiften durch List und Trug in Amand's Herz geschlichen? Konnte ein Verhältniß, das auf eine solche Art begonnen, ihr und ihm Glück bringen? Mit welchen Augen hätte er sie angesehen, wenn er gewußt hätte, wie sie sich ihm gegenüber als Werkzeug hatte brauchen lassen? Schamröthe färbte ihre Wangen, als sie darüber nachdachte, und es drängte sich ihr mit unwiderstehlicher Macht der Gedanke auf, daß sie erst dann ihre vollständige Lossagung von Cattaneo und den schmählichen Zwecken, die derselbe mit ihr verfolgt, bewerkstelligt haben würde, wenn sie sich Amand in ihrer wahren Gestalt gezeigt hätte. Je schwerer ihr dies werden mußte, desto reinigender war eine solche Selbstanklage für ihr Gemüth. So näherte sie sich denn der Weltstadt an der Tiber mit dem Entschlusse, die Buße, die sie sich auferlegt, voll und ohne die geringste Selbstschonung zu vollführen.

Es wurde ihr nicht schwer, die Wohnung Amand's zu erforschen. Sie erfuhr auch, daß ihn eine wichtige Mission nach Rom geführt habe und daß dieselbe dem Gelingen nahe sei und ihm große Ehren einbringen müsse. Diese Entdeckung bestärkte sie in dem einmal

gefaßten Entschlusse. Was konnte sie ihm bieten, wenn er sich an sie anklammerte und ihr zu Liebe mit seiner Vergangenheit brach und die glänzende Zukunft, die ihm jetzt winkte, in Frage stellte? Sie mit ihrem befleckten Vorleben, mit ihrem öden, ausgebrannten Herzen konnte ihm kein dauerndes Glück bereiten — ihre Liebe konnte ihm nur ein Irrlicht sein, das ihn von dem richtigen Wege abführte und dem Kummer überantwortete, wenn er einmal durch einen Zufall dahinterkam, daß das Herz, an das er sein Haupt in dem Wahne gelehnt, es sei ein edles, schuldloses Herz, angefault von einer unsühnbaren Schuld sei. In diesem Augenblick war ihre Schuld noch zu sühnen. Wenn sie an ihn herantrat mit dem freiwillig gefaßten Vorsatze, ihm zu sagen, welches frevelhafte Spiel sie über fremdes Anstiften mit ihm getrieben, wie dieses Spiel die Liebe zu ihm in ihrem Herzen entzündet, wenn sie das spontane Selbstbekenntniß ablegte, daß sie sich unwürdig fühle, von ihm geliebt zu werden, und ihn freigebe, so bereitete sie ihm damit wohl einen augenblicklichen Schmerz, der aber läuternd und befreiend auf ihn wirken und ihn bestimmen mußte, ihr, während er

ihm das innere Gleichgewicht und den Seelenfrieden zurückgab, für alle Tage ein von einer gewissen Wehmuth angehauchtes Wohlwollen zu bewahren.

So näherte sie sich ihm denn eines Tages und sagte ihm, seiner freudigen Ueberraschung Halt gebietend und einen unübersteiglichen Damm entgegensetzend, was sie ihm zu sagen für nothwendig fand. Sie klagte sich an mit zuckender Lippe und thränenlosem Auge und hatte kein Mitleid mit ihm, als sich Schmerz und Verzweiflung in seinen arbeitenden Zügen ausprägten. Als sie geendet, streckte sie ihm die gefalteten Hände mit einer flehenden Geberde entgegen und hauchte die Bitte, er möge ihr verzeihen und sie in Frieden ziehen lassen. Er sah sie an mit einem langen Blicke, in welchem Liebe und Trauer, wehmuthsvolle Entsagung und Mitleid um die Oberhand stritten, und seinen bleichen Lippen entrangen sich die Worte:

„Gehen Sie in Frieden, und möge Ihnen Gott verzeihen, wie ich Ihnen verzeihe!“

Ein Schrei entfuhr ihren Lippen — halb ein Aufjauchzen, halb ein Schmerzensschrei, und entschwunden war sie ihm auf Nimmerwiedersehen.

Drittes Capitel.

Der Reisewagen, in welchem Fürst Edwin Bregenz verlassen wollte, stand bereits seit einer Viertelstunde mit vier Postpferden bespannt vor dem Gasthofe „zum Kaiser von Oesterreich". Es war zehn Uhr Morgens, und wenn Edwin noch vor der Nacht in Ragaz sein wollte, mußten die Pferde tüchtig ausgreifen. Bad Ragaz-Pfäffers lag wohl nicht auf der directen Route von Bregenz nach Solothurn, aber der Fürst hatte sich zu dem kleinen Umwege entschlossen, weil er Briefe bekommen hatte, welche ihm meldeten, daß die Reconvalescenz seines Neffen Clemens in solchem Fortschreiten begriffen sei, daß derselbe demnächst die Reise von Brescia nach dem heilkräftigen Pfäffers würde unternehmen können, wo er nach den Anordnungen der Aerzte den Herbst über, und so lange es die Witterung

überhaupt zuließ, bleiben sollte, um die heißen Thermen auf seinen geschwächten Körper einwirken zu lassen. Ein Arzt sollte den leidlich Zusammengeflickten auf der Reise begleiten, die selbst ein Reconvalescent bequem zurücklegen konnte, da ihn die Eisenbahn in drei Stunden von Brescia bis Lecco am Comersee brachte, worauf er die Tour bis Colico auf einem Dampfer fortsetzen konnte, von wo er dann, den Splügen übersetzend, in zwei Tagen Ragaz erreichen konnte, wo er so lange verweilen sollte, bis der Familienrath ihm die Richtschnur für sein ferneres Leben vorgezeichnet haben würde. Edwin wollte, sobald ihm die Nachricht zugegangen war, daß sein Neffe transportabel sei, ein Uebriges thun und persönlich dafür Sorge tragen, daß in Ragaz Alles zu seiner Ankunft vorbereitet und ihm aller mögliche Comfort gesichert werde.

In dem Augenblick, wo Edwin Miene machte, den Reisewagen zu besteigen, näherte sich der Portier mit den Worten:

„Durchlaucht haben drüben in Mariagrün eine junge Dame Ihrer Verwandtschaft — es dürfte Sie daher interessiren zu vernehmen, daß der junge Seelsorger drüben das Kloster heimlich verlassen hat!“

„Pater Grazian?“ fragte der Fürst überrascht.

Der Portier nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Man erzählt sich, daß er heute mit dem Frühesten von Mariagrün fortgegangen sei und einen Brief an die Mater Immaculata zurückgelassen habe, in welchem er seine Desertion zu motiviren sucht“.

Edwin überlegte. Almerie hatte gestern dem Wunsche Ausdruck gegeben, Mariagrün sobald wie möglich verlassen zu dürfen — die Flucht des Seelsorgers konnte auf gute Art einen Anhaltspunkt bieten, Almerie's Wünschen entgegenzukommen.

„Ich verschiebe meine Abreise bis auf morgen“, sagte er zu dem Portier, „lassen Sie ausspannen und schicken Sie den Postillon mit den Pferden fort“.

„Sehr wohl, Durchlaucht!“

Edwin machte sich zu Fuß auf den Weg nach Mariagrün. Als er zu der Stelle kam, wo er gestern ziemlich spät am Abend Grazian begegnet war, erinnerte er sich der Details dieser Begegnung und fand es nun begreiflich, daß der Geistliche seinen Gruß kaum beachtet habe.

„Wer weiß, was in der Seele des armen Mannes vorging, der eben in Begriffe war, zur Ausführung eines Entschlusses zu schreiten, der sicher nur langsam in ihm gereift war, und dessen Bedeutung er wohl auch nicht unterschätzte“.

Das waren Edwins Gedanken, als er sich der Scene erinnerte, die ihn gestern ein wenig frappirt hatte, weil ihm der Schlüssel zu ihr fehlte. Jetzt hatte er diesen Schlüssel in Händen.

In Mariagrün begegnete Edwin lauter verstörten Gesichtern. Als er bei Almerie eintrat, reichte ihm diese, nachdem sie ihn freudig begrüßt, ein Billet.

„Das hat mir der Gärtner vor einer Stunde verstohlen eingehändigt!“ sagte sie aufgeregt.

Edwin öffnete das Papier und las:

„Verehrte Comtesse! Sie sind die Einzige, von der es mich mit wenigen Worten Abschied zu nehmen drängt, indem ich dieses Kloster auf Nimmerwiedersehen verlasse und mit meiner ganzen Vergangenheit breche. Angekränkelt von Zweifeln, strebe ich nach Licht und Wahrheit und glaube Beide auf dem Wege zu finden, den mein

Jugendfreund Weidner längst betreten hat — auf dem einzig unfehlbaren Wege wissenschaftlicher Forschung. Ich werde mit dem Freunde an derselben Stätte dem wirklich seelenerlösenden Worte der höheren Wissenschaft lauschen — über Sie aber, verehrte Comtesse, alles Glück des Himmels! Wenn man in Mariagrün Steine nach mir werfen wird, werden Sie in das „Kreuziget ihn!“ nicht einstimmen — Sie werden dem abtrünnigen Seelsorger eine wohlwollende Erinnerung bewahren — das ahne ich!

Grazian“.

„Er geht nach Leipzig!“ murmelte Edwin nachdenkend.

„Zu Weidner!“ rief Almerie leuchtenden Auges.

„Und Du möchtest wohl, ich seh’ Dir’s an, sobald wie möglich von hier fort!“ meinte der Oheim.

„Vielleicht ließe sich Grazian’s Austritt als Handhabe benützen, um auch den meinigen zu bewerkstelligen!“ meinte Almerie verschmitzt.

„Laß mich sehen, Du Schlaue, wie weit ich mit Mater Immaculata komme!“ sagte Edwin lächelnd.

Die Bestürzung, in welcher der Fürst die Klostervorsteherin fand, läßt sich nicht beschreiben.

„Was sagen Sie zu dem verbrecherischen Beginnen dieses verlogenen Heuchlers?“ rief Sie dem Besuche zu. „Dieser Mensch war eine unselige Acquisition, für welche wir der Frau Gräfin von Glattau zu geringem Danke verpflichtet sind!“

„Ich begreife Ihre Aufregung, ehrwürdige Frau!“ erwiderte der Fürst mit Ruhe auf den in bitterem Tone vorgebrachten Ausfall. „Sie können auch überzeugt sein, daß Niemand den begangenen Fehlgriff lebhafter bedauern wird als meine Schwester. Da übrigens Alles, was Sie an den Abtrünnigen zu erinnern geeignet ist, einen unangenehmen Eindruck auf Sie machen muß, so würde ich mir erlauben, Ihnen den Vorschlag zu machen, daß ich meine Nichte Almerie auf einige Zeit zu mir nehme! Der Abtrünnige hat sie nach Mariagrün gebracht — ihr Anblick müßte Ihnen in der nächsten Zeit peinlich sein. Lassen wir erst Gras wachsen über den unangenehmen Vorfall!“

Die Oberin willigte ein, daß Almerie für die nächste Zeit von ihrem Oheim übernommen werde, der angab, die schönen Herbsttage dazu benützen zu wollen, mit ihr eine kleine Rundreise durch die Schweiz zu unternehmen,

bis ihre Mutter darüber entschieden haben würde, ob Almerie nach Mariagrün zurückkehren solle.

Das Mädchen jauchzte vor Freude auf, als ihr Edwin mittheilte, daß sie aus der klösterlichen Gefangenschaft entlassen und ihm überantwortet sei.

Am folgenden Tage stand wieder der mit vier Postgäulen bespannte Reisewagen vor dem Bregenzer Hotel. Edwin und Almerie stiegen ein, und fort ging es, dem Rheinthale zu. Es war eine herrliche Fahrt im Morgensonnenschein. Der September war schon ziemlich vorgerückt, aber die Luft noch sommerlich warm. Bei St. Margareth übersetzten die Reisenden den Rhein. Als sie in St. Johann beim österreichischen Zollhause hielten, fiel dem Fürsten Grazian ein. Wahrscheinlich hatte dieser an dieser Stelle den befreienden Schweizer Boden betreten.

„Haben Sie schon von dem Ereignisse gehört, von dem in Bregenz alle Welt spricht?“ fragte er den Zollbeamten.

„Sie meinen wohl die Flucht des Geistlichen?“ warf

Letzterer ein. „O wir kannten den Pater Grazian — er war an schönen Nachmittagen oft an dieser Stelle erschienen, um sich in's Schweizerische übersetzen zu lassen — so haben wir denn auch gestern nichts Arges vermuthet, als er zu früher Morgenstunde — ich glaube, es war nicht viel über sieben Uhr — in St. Johann erschien, dem Ueberführer winkte und sich von ihm nach St. Margareth hinüberrudern ließ".

„Also hat er wirklich an dieser Stelle seinen Uebertritt in die Schweiz bewerkstelligt!" rief der Fürst.

„Sie war ihm die nächste und bequemste", meinte der Zollwächter. Wenn er das Kloster um fünf Uhr mit dem ersten Morgengrauen unter dem plausiblen Vorwande eines Morgenspazierganges verließ, konnte er um sieben hier sein, sobald er tüchtig ausschritt".

„Und fiel es Ihnen nicht auf, daß er nicht wieder zurückkehrte?" forschte der Fürst.

„Er konnte von St. Margareth nach Rorschach gewandert sein, was auch nur ein Weg von zwei Stunden ist — von Rorschach brachte ihn der Dampfer in drei-

viertel Stunden nach Bregenz. Am Abend freilich erfuhren wir, daß er flüchtig geworden sei!"

Die Ueberfuhrplätte war da, und die Reisenden fuhren nach St. Margareth hinüber und setzten von dort ihre Reise über Altstädten und Sargans nach Ragaz fort.

Viertes Capitel.

Wir sind wieder in Solothurn bei dem einsamen Manne, der das kleine Landhaus bewohnt, dessen Fenster auf den Weißenstein hinausgehen und welches das Schild führt: „Zu den Tannen“.

Auf dem mit grünem Plüsch überzogenen Sopha sitzt der Hausherr, während den Platz am Schreibtische ein Mann einnimmt, der wohl noch um zehn Jahre älter ist als Postel. Er war der Einzige, der sich auf den im „Solothurner Tageblatte“ erlassenen Aufruf gemeldet hatte, und wollte Postel überhaupt einen Secretär haben, mußte er mit dem Greise vorlieb nehmen, der ein pensionirter Stadtschreiber war und eine hübsche Handschrift hatte.

Während die Schwarzwälder Uhr, die über dem Schreibtische hing, ihr gleichförmiges Ticktack ertönen ließ,

dictirte Postel dem weißhaarigen Schreiber ein Capitel, das in jenem der drei annoch unvollendeten Werke einen Platz finden sollte, welches den Titel: „Ein Mann aus dem Volke“ führen und gleichsam seine Selbstbiographie sein sollte. Der „Mann aus dem Volke“ war im December des Jahres 1825 eben im Begriffe, den Mississippi hinabzureisen, als ihm ein kleines Abenteuer zustieß, welches die Fahrt unterbrach.

„Auf der Höhe von Hozefield angekommen“, dictirte der Schriftsteller, „streifte eines der Räder der „Feliciana“, auf welcher ich mich befand, an einen Sawyer*) und ging in Stücke, ein Umstand, der uns zwang, vor dem Städtchen anzuhalten. Hozefield, die Countystadt der Grafschaft Hampstead, war ein kleiner Ort an dem westlichen Ufer des Stromes, beiläufig 600 Meilen oberhalb New-Orleans und 500 unterhalb der Mündung des Ohio in den Mississippi gelegen, mit fünfzehn Häusern,

*) Sawyers, Säger, große, lange, in den Schlamm eingestauchte Baumstämme, die unter der Oberfläche des Wasserspiegels hin und her schwanken und den Dampfschiffen sehr gefährlich sind.

von denen zwei zugleich Schänken und Krämerläden sind, die ein paar Dutzend Messer und Gabeln, einige bunte Halstücher, Töpfe, Pulver und Blei und derlei Artikel zum Verkaufe darboten. Das Alles war bald recognoscirt, und da der gesammten Reisegesellschaft eine gründliche Dosis langer Weile bei längerem Verweilen im Orte in Aussicht stand, so fand der Vorschlag eines Reisegefährten, eine Excursion in das Innere des Waldes zu veranstalten, allgemeinen Beifall. Der Sohn eines der Schänkwirthe hatte sich zu unserem Führer angeboten. Wir nahmen jeder eine Jagdflinte, eine Bouteille Wein oder Cognac, um die Ausdünstungen abzuhalten, und unser Führer wurde mit einem gewaltigen Schinken und einem Vorrathe Zwieback beladen, die uns der Capitän als gemeinschaftliches Eigenthum aus dem Schiffsvorrathe mitgegeben. War es der tiefe, ergreifende Ernst, der sich über das Halbdunkel der üppigen Urwaldwildniß hingelagert hatte, die feierliche Ruhe, die blos durch unsere Fußtritte oder durch fallende Blätter unterbrochen wurde, oder hatte die ungeheuere Wucht der Bäume, die mit ihren kolossalen Riesenstämmen himmelwärts anstrebten, auf unsere

Phantasie gewirkt — genug, wir waren auf einmal ernst und düster geworden“.

„Wie beneide ich Sie darum, Herr Sealsfield, daß Sie einen Urwald gesehen haben“, murmelte der alte Schreiber naiv, indem er in der Arbeit innehielt und den Autor voll Bewunderung anblickte.

„Ich sage Ihnen, lieber Gmür“, fertigte Postel den Einwurf übellaunig ab, „es wird mir herzlich schwer, den Urwald heute noch zu schildern. Man soll eigentlich nur in jungen Jahren geistig arbeiten — später wird eine solche Arbeit zur Robot!“

„Was ist das Robot, Herr Sealsfield?“ erkundigte sich der Secretär.

„In Oesterreich nannten wir Robot die zwangsweise Arbeit, die der unterthänige Bauer dem Gutsherrn leisten mußte!“ belehrte der Hausherr.

„Ja sind Sie denn ein Oesterreicher, Herr Sealsfield, daß Sie sagen: wir nannten in Oesterreich Robot?“ warf der Schreiber verwundert ein. „Ich hielt Sie für einen Amerikaner!“

„Ich bin in Oesterreich geboren, kam aber in jungen

Jahren nach Amerika!“ erwiderte Postel. „Aber lassen wir jetzt das Plaudern, ich komme sonst vollends aus dem Concepte und finde dann den Faden nicht leicht wieder. Wo blieben wir doch?“

„Der Urwald hatte Sie ernst und düster gemacht, Herr Sealsfield!“ meinte Gmür, nach der Feder greifend.

„Richtig! fahren wir also fort! Das Laub der Cottonbäume, dieses Riesen der südwestlichen Waldungen, hatte bereits die fahle Spätherbstfarbe angenommen; nur einzelne Sonnenstrahlen hellten den gelblichgrünen Farbenschmelz zuweilen auf, und wo dies der Fall war, gab die Lichtung und der Farben Strahlen dem Dunkel eine sonderbare magische Helle, die uns in schweigendes Dahinstarren versenkte. Die Wurzeln und Gesträuche, die von den Bäumen zwanzig Fuß lang herabhingen, zeigten zugleich von der Macht des Stromes, der häufig seine Fluthen zwanzig bis dreißig Meilen über die Ufer schüttet, einem endlosen See dann gleichend. Hier und da funkelte noch eine Magnolia mit ihren schneeweißen Blüthen, oder eine Catalpa mit dem ficus indicus und seinen langen

Blättern und Gurkenfrüchten, an denen glänzende Papageien hingen!“

„Wie anschaulich Sie die Landschaften malen!“ konnte sich der Schreiber nicht enthalten auszurufen. „Ich sehe Alles vor mir — die weiße Magnolia und den Papagei!“

„Sie thun nicht gut, mich immer zu unterbrechen, lieber Gmür!“ verwies der Hausherr. „Zur Strafe führe ich Sie jetzt zu einem Sumpf, der Ihnen weniger gefallen wird! Also schreiben Sie! Nach einem einstündigen Marsche waren wir an einem langen und ziemlich breiten Sumpfe angelangt, der, durch die Ueberschwemmungen des Stromes gebildet, sich von Norden nach Süden beiläufig fünf Meilen erstreckte und einen hellgrünen, breiten Streifen klaren Wassers in seiner Mitte erblicken ließ. Das westliche Ufer war mit einem Anfluge von Palmetto überwachsen, dem gewöhnlichen Verstecke von Hirschen, Bären und selbst Panthern. Dieses nun zu durchstöbern war unsere Hauptaufgabe. Wir theilten uns sofort in zwei Partien; die erste mit dem Führer sollte den nördlichen Bogen des Sumpfes umgehen, während ich mit einigen Gefährten den entgegengesetzten Weg in südlicher Richtung

zu verfolgen gedachte. Beide Theile sollten in der Mitte hinter dem Sumpfe auf einem Pfade zusammentreffen, der durch ein dichtes Gehege von wilden Pflaumen und Honigakazien führte. Bisher hatten wir, einige Züge wilder Tauben oder Eichhörnchen ausgenommen, nichts zu Gesichte bekommen, als Schlangen, die wir noch an den letzten Strahlen der Sonne sich wärmend fanden; Königsschlangen mit ihren Riesenbogenringen glänzend; Mocassinschlangen, die sich bei unserer Annäherung träge in einen Haufen Laubes einwühlten, oder eine Stierschlange, die sich langsam mit einem gebrüllartigen Zischen aufrichtete, waren hie und da zu sehen, ein sicheres Anzeichen, daß der Winter noch ziemlich ferne war. Nach einer zweiten Stunde waren wir am südlichen Ende des Sees angelangt. Wir wendeten uns nördlich, den See zur Rechten, das Palmettofeld zu unserer Linken. Der Grund, den wir betraten, war, wie es bei Rohrfeldern der Fall ist, fester Wiesengrund; das Gras reichte bis zu unseren Knöcheln, aber unmittelbar daran glänzte der tiefere Sumpfboden, so daß uns keine Wahl übrig blieb, als durch das Rohrfeld zu brechen oder im sumpfigen Boden fortzuwaten.

Die Ufer des Sees waren mit hohen Cedern bewachsen, die vier bis fünf Fuß tief im Wasser standen und ihre gewaltigen Kronen im stillen Spiegel blinken ließen. Eine Weile standen wir, die malerische Scene betrachtend. Die breiten Streifen des Wassers dehnten sich gleich einem ungeheuren Atlasbande hin, die leichteste Bewegung der Blätter erglänzte im Spiegel. Zuweilen erhob sich ein unbemerkbares Lüftchen, das säuselnd durch die Bäume und das Palmettofeld hinfuhr und sich in kaum merklichen Wellenschlägen des Sees verlor. Das Wasser selbst war vom frischesten Grün wie angehaucht, und die Millionen Stämmchen des Palmetto spiegelten sich prachtvoll, gleich Myriaden von Schwertern und Lanzen, in den klaren Fluthen. In den kleinen Buchten sonnten sich Schwäne, Pelikane und wilde Gänse, ihr Gefieder zum Winterfluge putzend, die uns bis auf zwanzig Schritte herankommen ließen und dann mit rauschendem Getöse ihr Heil in der Flucht suchten".

„Ihr Buch sollte eigentlich mit Illustrationen erscheinen, dann wäre es erst der rechte Hochgenuß, es zu lesen!" rief Gmür entzückt.

Postel war eben im Begriffe, dem Störer einen zornigen Blick zuzuwerfen, als an die Thür gepocht wurde.

„Der Briefträger hat die Zeitungen gebracht", sagte die Haushälterin, das Zeitungspacket vor dem Hausherrn ausbreitend.

„Sehen Sie nach, Herr Gmür, ob sich in der Welt nicht etwas besonders Wichtiges zugetragen hat!" sagte Postel.

Gmür bemächtigte sich der Zeitungen, blätterte in ihnen und sagte:

„In Oesterreich soll ein verstärkter Reichsrath einberufen werden — eine Art Verfassung!"

„Endlich!" murmelte Postel. „Wenn ihnen in Wien das Wasser in den Mund läuft, appelliren sie immer ans Volk. Hoffentlich wird das Einlenken in freiheitliche Bahnen länger anhalten als vor elf Jahren! Welche Hoffnungen habe ich auf das Jahr 1848 gesetzt, und wie ist Alles im Sande verlaufen! Wie gern würde ich, bevor ich sterbe, die Freiheit ihren dauernden Einzug in Oesterreich halten sehen, wo sie 1848, um mit Lenau zu sprechen, nur im Vorüberfluge ihren Schatten fallen

ließ. Lenau meinte es eigentlich von Amerika — es kann aber eben so gut auf Oesterreich Anwendung haben! Was bringen die Zeitungen sonst?"

„Eine Fortsetzung der detaillirten Verluste Oesterreichs im letzten Kriege —"

„Auch diese officielle Verlustliste kommt spät, wie Alles in Oesterreich! Auch ich habe bei Solferino einen Verwandten verloren — einen Lieutenant Postel. Er ist spurlos verschwunden — vielleicht haben ihn die Hufe französischer Pferde zerstampft — das ist der zweite Postel, der spurlos in der Welt verloren ging!"

Es war ein seltsames Lächeln, das in diesem Augenblick über Postel's Antlitz glitt. Gleich darauf fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und fragte lebhaft:

„Nichts Neues von drüben?"

Unter „drüben" verstand er Amerika.

„Die Chancen der Abolitionisten sind im Steigen begriffen!" sagte Gmür, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Rubrik Amerika geworfen.

„Schlimm — sehr schlimm!" murmelte Postel. „Man sollte eigentlich wünschen, daß die Partei, welche die voll=

ständige Abschaffung der Sclaverei in der ganzen Union anstrebt, bei den bevorstehenden Wahlen siege, und doch bedeutet dieser Sieg den Bürgerkrieg. Die Agitation im Süden, welche die Ausscheidung der Sclavenstaaten aus der Union zum Ziele hat, ist zu groß; aus dem Gegensatze der Verhältnisse und Anschauungen muß sich ein erbitterter Kampf entspinnen. Jahrzehnte lang ist er bereits in Rede und Schrift, im Parlamente und in der Presse geführt worden — fallen die Wahlen zum Nachtheil der Baumwollstaaten aus, so wird das blutige Waffenspiel angehen. Südcarolina und Florida, Alabama und Georgia, Louisiana und Mississippi, Texas und Virginien werden Front machen gegen den Norden und die Union sprengen. Sie werden es lieber auf's Aeußerste ankommen lassen, als sich mit gebundener Marschroute dem Ruin zu überantworten, und die Aufhebung der Sclaverei ist in ihren Augen gleichbedeutend mit dem Ruin, da sie ohne Sclaverei die Baumwollencultur für eine Unmöglichkeit erklären".

„Wird denn das Unglück gar so groß sein, wenn sich die Union in zwei Staatencomplexe scheidet?" fragte der Schreiber naiv.

„Wird die Spaltung zur Thatsache, so ist es mit dem Uebergewichte Amerika's über die alte Welt, von dem ich so große Resultate erhoffte, vorüber!" sagte Postel traurig. „Die Regeneration der Menschheit durch die amerikanische Demokratie kann sich nur dann vollziehen, wenn die Union unzertheilt bleibt. Die Nordstaaten werden, eingedenk der civilisatorischen Mission des Staatenbundes, die weit über die Grenze Amerika's ausgreift, Alles daransetzen müssen, die südlichen Staaten festzuhalten, und es ist gar nicht abzusehen, welche Dimensionen der Bürgerkrieg annehmen wird!"

„Ihre Sympathien in dem bevorstehenden Kampfe sind also auf Seite der Nordstaaten, Herr Sealsfield?"

„Bei mir führen der Verstand und das Herz ein jedes eine andere Sprache!" entgegnete Postel melancholisch. „Das Herz hält es mit den Südländern, unter welchen ich am längsten gelebt habe. Sie sind trotz ihrer Wildheit, ihrer Rauhheit und ihren Ausschweifungen ritterliche, noble Naturen von hundertmal edlerem Metall als die Geldseelen des Nordens. Der Verstand muß aber eben diesem Norden den Sieg wünschen, damit nicht

der große Freiheitsstaat, der seine Rückwirkung auf Europa erst noch zu üben berufen ist, zur Freude der Reactionäre auseinanderfalle".

„Als Grundbesitzer von Louisiana würden Sie aber persönlich jedenfalls besser fahren, wenn der Süden aus dem Bürgerkriege, den Sie wie einen Teufel vorzeitig an die Wand malen, als Sieger hervorginge!"

„Der Krieg wird mich zum Bettler machen, ob er so oder so endet!" schloß Postel die Unterhaltung in bitterem Tone. „Vorausgesetzt natürlich, daß ich das Ende erlebe, was ich bei meiner Gebrechlichkeit und der Zähigkeit, mit der beide Theile den Kampf führen werden, nicht hoffen darf!"

Die politische Discussion hatte Postel verstimmt und mit dem Dictiren ging es nicht mehr. Er entließ den Secretär und wollte sich eben, auf seinen Stock gestützt, aufmachen, etwas querfeldein zu hinken, als er einen Besuch bekam.

Fünftes Capitel.

Es war Fürst Edwin Eschingen, der das kleine Haus „zu den Tannen" in dem Augenblick betrat, wo es der Besitzer verlassen wollte.

Edwin hatte in Ragaz seinem Neffen Clemens die Wege geebnet und war dann den Wallenstädter und Züricher See entlang mit seiner Nichte nach Solothurn gereist, in dessen unmittelbarer Nähe er auf dem Weißenstein, dessen Hotel mit allem erdenklichen Comfort ausgestattet war, Quartier genommen hatte. Heute war er vom Weißenstein herabgestiegen, um das Geschäft, deswillen er nach Solothurn gereist war, abzumachen. Als er sich in der Stadt nach der Wohnung Herrn Sealsfield's erkundigte, wies man ihn „zu den Tannen".

Da standen sich denn wieder einmal die zwei Männer gegenüber, die einander vor siebenundzwanzig Jahren

in der Neuen Welt kennen gelernt und seither nicht wieder gesehen hatten, und deren ganzer Verkehr sich während dieser langen Zeit darauf beschränkt hatte, daß Escher drüben in der Neuen Welt an einem bestimmten Tage des Jahres einen Geldbrief an Herrn Charles Sealsfield in Europa, Schweiz, anfänglich Zürich, später Solothurn, zur Post gab, während in der alten Welt Herr Sealsfield nach Empfang dieses den Pachtschilling enthaltenden Briefes eine nach Louisiana an Herrn Julius Escher adressirte Empfangsbestätigung der schweizerischen Postanstalt anvertraute.

Postel erkannte den Besuch augenblicklich, obwohl er ihn keineswegs erwartet hatte. Aber er hatte ein ausgezeichnetes Physiognomien-Gedächtniß, und mit wem er einmal im Leben verkehrt, den vergaß er nie mehr.

„Welche Ueberraschung!“ sagte er freudig, dem Besucher die Hand mit Herzlichkeit entgegenstreckend. Aber die freudige Aufwallung war bald verflogen, und nicht ohne Mißtrauen sah er den Amerikaner an, indem er schüchtern sagte: „Sie kommen gewiß, mir des bevorstehenden Krieges wegen den Pacht zu kündigen? Ich

begreife das vollkommen, wenn es mich auch in Verlegenheit setzt! Die Luft drüben ist Ihnen wahrscheinlich auch zu schwül geworden und Sie haben sich nach Europa herüber salvirt, so lange es noch Zeit ist!"

„Wohl sieht es drüben nicht gut aus", sagte Edwin, „aber für so nahe bevorstehend halte ich den Krieg denn doch noch nicht. So lange Buchanan Präsident ist, wird sich die Sache noch hinschleppen. Bis zur Präsidentenwahl haben wir noch fast vierzehn Monate, und noch ist es durchaus nicht ausgemacht, daß der Abolitionist Lincoln gewählt wird".

„Mir ist die Sache in Schwalbach von Amerikanern schwärzer gemalt worden?" meinte Postel. „Kommen Sie direct von drüben?"

„Ich habe New-Orleans im April, New-York im Mai verlassen!"

„Dann können Sie gut orientirt sein! Und gehen Sie wieder hinüber?"

„Das ist noch ungewiß — aber wie die Sachen sich anlassen, ist mir das Ja näher als das Nein. Sollten sich die Verhältnisse in der nächsten Zeit wirklich so be-

drohlich gestalten, wie Sie dies — wie mich aber bedünken will, mit etwas zu viel Pessimismus — anzunehmen scheinen, so würde ich schon aus dem Grunde noch einmal hinübergehen, um drüben Alles für den äußersten Fall zu ordnen. Meine amerikanischen Besitzthümer repräsentiren einen Werth von dreißig Millionen Dollars, und ich bin darauf vorbereitet, daß sie ein Krieg vorübergehend auf die Hälfte des heutigen Werthes und im Ertrage auf Null herabdrückt. Aber kein Krieg dauert ewig, und man führt heute keine dreißigjährigen Kriege mehr!"

„Aber siebenjährige sind keine Unmöglichkeit!" warf Postel ein. „Freilich mit dreißig Millionen Dollars in der Tasche kann man's abwarten. Liegen ihre Ländereien in der Nähe der Farm, die ich Ihnen verpachtet habe?"

„Diese bildet das Centrum des Besitzthums, das ich nach und nach an mich gebracht habe. Ich war fleißig und hatte Glück. Ein Vierteljahrhundert ist, wie Sie dies am besten zu beurtheilen vermögen, eine Ewigkeit für amerikanische Verhältnisse, da kann man schon etwas vor sich bringen!"

„Ei, da würde ich doch an Ihrer Stelle zusehen, daß ich auch das Centrum in meinen Besitz bekäme!“ sagte Postel, einen Gedanken, der ihm plötzlich gekommen war und ihn förmlich zu beleben schien, in eine scherzhafte Form kleidend.

„Darum komme ich ja eben zu Ihnen!“ meinte Edwin lächelnd.

„Sie hätten wirklich die Absicht, mir mein Besitzthum abzukaufen?“ platzte Postel freudig heraus.

„Ich würde mich freuen, wenn Sie mir's überließen. Ich zahlte Ihnen sechstausend Dollars Jahrespacht, und Sie haben mich, wie ich dankbar anerkennen muß, sehr rücksichtsvoll behandelt und es bei dem ursprünglich stipulirten Pachtschilling bewenden lassen, obwohl Sie denselben im Verlauf der Jahre leicht auf das Doppelte hätten hinaufschrauben können, ohne mir gerade weh zu thun“.

„Ich war froh, mein Geld pünktlich zu erhalten und mein Eigenthum in guten Händen zu wissen!“ warf Postel ein.

„Es fällt mir nicht ein, aus Ihrem coulanten Verfahren unrechtmäßigen Nutzen ziehen zu wollen!“ sagte

Edwin. Sie würden heute unter allen Umständen zwölftausend Dollars Pachtschilling für Ihre Farm erhalten, ganz abgesehen von den Meliorationen, die auf mein Separatconto kommen. Ihre Farm ist daher heute unter Brüdern zweimalhunderttausend Dollars werth und diese biete ich Ihnen für sie!"

„Ich nehme die Offerte an!" rief Postel strahlenden Gesichtes ohne einen Augenblick zu überlegen. Der Anbot übertraf seine kühnsten Erwartungen.

„Das Geschäft ist also perfect!" sagte Edwin. „Ich werde den Contract anfertigen lassen und die Schweizer Bank wird Ihnen durch ihre Solothurner Filiale den Kaufschilling baar ausbezahlen".

„Abgemacht!" stimmte Postel zu, in Edwin's ihm dargebotene Hand einschlagend. Dann setzte er hinzu: „Hier in der Schweiz ist es Sitte, daß man eine Flasche Wein trinkt, wenn man ein größeres Geschäft abgeschlossen hat. Wollen wir es nicht auch so halten?"

„Ich bin's zufrieden!" sagte der Fürst in verbindlichem Tone und folgte der Einladung des Hausherrn, sich mit ihm in die benachbarte Stube zu begeben, welche

auf den Weißenstein hinausging. Frau Vögtlin wurde in den Keller entsendet, einige Flaschen vom Besten zu holen. Edwin trat vor den Bücherkasten und musterte dessen Inhalt. Eine Reihe von Büchern fiel ihm in's Auge, deren Einbandrücken in Goldlettern die Signatur Sealsfield zeigten.

„Ein prächtiger Schriftsteller, dieser Ihr Namensvetter!“ sagte Edwin lächelnd. „Sie können sich keine Vorstellung machen, wie wir drüben seine Werke verschlangen! Wir konnten es kaum erwarten, bis wieder ein Neues erschien! Den Süden der Vereinigten Staaten hat Niemand so gekannt, Niemand so geschildert wie er. Uns, die wir in Louisiana zu Hause waren, mußte das doppelt interessiren, und Manches muthete uns so an, als ob wir's selbst erlebt hätten. Ich las die Bücher meiner Frau vor und mehr als hundertmal verhandelten wir lebhaft über die Frage, wer wohl ihr geheimnißvoller Autor sein möge!“

„Sein Geist umwehte Sie auf Ihrer Farm — sein Schatten wandelte neben Ihnen, wenn Sie durch Ihre Plantagen schritten!“ sagte Postel ernst. „Der geheimnißvolle Autor steht vor Ihnen!“

„Nicht möglich!“ entstürmte es Edwin. „Sie und jener Sealsfield, dessen „Transatlantische Reiseskizzen“ das Lieblingsbuch meiner seligen Frau waren — Sie und er wären eine Person?“

„So ist es in der That, wenn Sie's auch nicht weiter zu sagen brauchen!“ meinte Postel lächelnd. „Ihnen konnte ich's schon sagen — vor Ihnen durfte ich den Schleier lüften, denn Sie lebten in denselben Gegenden, die mir den Impuls zu meiner literarischen Thätigkeit gaben, Sie bewegten sich unter den Menschen, die ich geschildert, Sie wohnten in dem Hause, in welchem der Plan zu meinem ersten Buche entstand. Ich habe die schönsten Jahre meines Lebens in jenem Hause verlebt — ich hoffe, Sie waren auch glücklich in demselben!“

Postel rannen Thränen über die Wangen, als er sprach. Auch Edwin's Augen hatten sich gefeuchtet, er schritt bewegt auf Postel zu, umarmte ihn und sagte:

„Sie haben mir ein werthvolles Geheimniß anvertraut, und es ist nur recht und billig, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit für das mir erwiesene Vertrauen dadurch kundgebe, daß ich Ihnen meinen wahren Namen nenne“.

„Auch Sie tragen also an einem Pseudonym?“ warf Postel lächelnd ein.

Edwin horchte überrascht auf.

„Ich habe in Amerika meinen wahren Namen mit einem Pseudonym vertauscht“, sagte er, „aber bei Ihnen kann doch eigentlich von einer Pseudonymität keine Rede sein, da ja Ihr bürgerlicher Name mit Ihrem literarischen zusammenfällt. An Herrn Charles Sealsfield schickte ich das Pachtgeld nach Europa und Charles Sealsfield nannten Sie sich auf den Titelblättern Ihrer späteren Werke, nachdem Sie die ursprünglich festgehaltene Anonymität abgestreift hatten!“

„Und doch ist Sealsfield nur ein angenommener Name! In Europa schrieb ich mich anders!“

„Sie sind kein Amerikaner?“ rief Edwin wie aus den Wolken gefallen. „Jemand, der Amerika so gründlich kennt, Land und Leute Amerika's so treffend zu schildern verstand — kein Amerikaner?“

Postel zuckte mit den Achseln.

„Sie wollten die Maske Ihres Pseudonyms lüften!“ meinte er mit feinem Lächeln.

„Ich bin ein Oesterreicher — meine Wiege stand auf dem berühmten Prager Hradschin!"

Postel sah sein Gegenüber überrascht an.

„Haben Sie Prag auf dem Wege von Amerika nach der Schweiz berührt?" fragte er lebhaft.

„Natürlich! Ich habe ja dort Verwandte! Ich stamme aus der Familie Eschingen!"

„Es giebt ein Fürstenhaus Eschingen in Böhmen!" warf Postel ein.

„Ich staune, Sie so gut orientirt über böhmische Verhältnisse zu sehen! Ein Mitglied dieses, wie ich mit Vergnügen sehe, auch Ihnen bekannten Fürstenhauses legte vor Jahrzehnten seinen Namen ab, ging nach Amerika und nannte sich drüben Escher. Dieser Pseudo-Escher bin ich".

„Also war ein österreichischer Prinz mein Pächter drüben!" lachte Postel unter Kopfschütteln. Dann starrte er eine Weile vor sich hin, wie in Gedanken versunken, um plötzlich zu der Frage überzugehen: „Da Sie aber erst in Prag waren, werden Sie mir sagen können, wer jetzt dort Kreuzherren-General ist?"

Edwin sah den Frager verwundert an.

„Der gegenwärtige Kreuzherren-General heißt Beer", sagte er. „Ich lernte ihn zufällig bei meiner Mutter kennen, die in Prag hochbetagt lebt und viel mit der höheren Priesterwelt verkehrt. Der alte Mann scheint übrigens wenig Freude an seinen geistlichen Brüdern zu erleben. Einer nach dem andern sagt dem klösterlichen Leben Adieu!"

Postel rutschte unruhig auf seinem Sitze hin und her und sah den Sprecher gespannt an.

„Vor mehreren Jahren verschwand ein gewisser Postel aus dem Kloster", fuhr Letzterer fort, „sah sich jedoch alsbald von dem Hausherrn unterbrochen, der ihn in ruhigem Tone verbesserte, indem er sagte:

„Als Postel das Prager Kreuzherrenkloster verließ, war Beer noch lange nicht General! Postel desertirte unter dem General Köhler!"

„Ich staune immer mehr über Ihre Detailkenntniß der Prager Verhältnisse!" ließ sich Edwin vernehmen.

„Ich weiß Manches aus alter Zeit, über Neueres bin ich aber durchaus nicht orientirt, und darum würden

Sie mich verbinden, wenn Sie mir die Namen der Nachtreter des abtrünnigen Mönches Postel mittheilten!“

„Zu Ende der Vierziger-Jahre verließ der Kreuzherr Walter das Kloster, um sich der Journalistik zuzuwenden. Er ist heute, wie man mir sagte, Mitredacteur der ‚Bohemia‘, des gelesensten Blattes in Böhmen, und erfreut sich allgemeiner Achtung“.

„Hat man ihn nicht verfolgt?“ fragte Postel hastig.

„Ich habe nicht gehört, daß man ihn irgendwie belästigt hätte!“

„Die Zeit hat in Oesterreich doch Vieles geändert!“ sagte Postel nachdenklich. „In den Zwanziger- und Dreißiger-Jahren hätte man mit einem Geistlichen, der sein Ordenshaus verlassen hätte, kurzen Proceß gemacht!“

„Smetana war der nächste Kreuzherr, der das Stift verließ!“ nahm Edwin wieder das Wort. „Sein trauriges Schicksal wird Ihnen sicherlich durch die Zeitungen bekannt geworden sein, da es Aufsehen erregte. Ich habe sogar in Amerika davon gelesen!“

„Die Affaire Smetana ist auch mir nicht unbekannt!“

sagte Postel bewegt. „Der arme Kreuzherr hatte harte Anfechtungen zu bestehen!“

„Die aber nicht von seinen Ordensoberen ausgegangen sein sollen!“ ergänzte Edwin. „In den letzten Tagen nun hat der unglückliche Smetana einen Nachtreter gefunden in dem ritterlichen Mönche Grazian, der sich in die Schweiz geflüchtet, dieselbe aber wohl schon wieder verlassen hat, da er sich in Leipzig ganz den Wissenschaften zuwenden wollte. Der neueste Abtrünnling geht wie Smetana auf eine Professur los — ich will hoffen und möchte es ihm von Herzen wünschen, daß seine Bestrebungen vom Glück mehr begünstigt sein möchten, als die des edlen Dulders Smetana!“

„Nach der Schweiz hat sich der Kreuzherr Grazian geflüchtet?“ murmelte Postel theilnahmsvoll. „Dieses Miniatur-Amerika mitten im Herzen Europas hat doch schon manchem Bedrängten gute Dienste geleistet! Und jetzt, sagen Sie, ist Grazian in Leipzig? Wäre nicht zu erfahren, wie ihn dort Mittheilungen erreichen könnten?“

„Er hat einen Freund in Leipzig, den Privatgelehrten Weidner, den er ohne Zweifel aufsuchen wird, um mit ihm

in näheren Verkehr zu treten. Durch Weidner könnte man leicht Näheres von Grazian erfahren!"

„Ich will mir den Namen merken!"

„Wie kommt es, daß Sie sich gerade für Mitglieder des Kreuzherrenordens so lebhaft interessiren?" warf Edwin neugierig ein.

„Das kommt daher", erwiderte Postel ausweichend, indem er gezwungen lächelte, „weil ich in meinen jungen Jahren in Wien viel mit einem Kreuzherrn verkehrte!"

„Der aber hoffentlich seinem Orden treu geblieben ist?" bemerkte Edwin.

„Ich weiß es nicht, will es aber hoffen. Er hieß mit seinem bürgerlichen Namen Chevalier de Brionne — als Kreuzherr nannte er sich Richard Braun!"

Edwin sah Postel überrascht an.

„Seltsam!" sagte er. „Mit dem Kreuzherrn, dessen Sie da eben Erwähnung gethan haben, habe ich erst vor wenigen Wochen gesprochen!"

„Wo denn?"

„In Wien!"

„Nun das freut mich, daß er noch lebt!"

„Auch er war lange in Amerika!“

„Der Kreuzherr Braun war in Amerika?“ verwunderte sich Postel. „Wie kam er dahin?“

„Die Liebe trieb ihn aus dem Kloster und über's Meer!“

„Höre ich recht?“ entsprudelte es Postel's Lippen. „Mein Freund Braun ein Klosterflüchtling? — Daß der einst so zahme Mann sich in eine vornehme Dame verliebt habe und in eine Corrections-Anstalt gethan worden sei, das erfuhr ich seiner Zeit noch in Wien, weil diese unerwartete Affaire meine Rückberufung nach Prag zur Folge hatte. Aber halt — wie käme er als Klosterdeserteur wieder nach Wien? Hat er Pater peccavi gesagt, hat er Reue und Leid erweckt? Haben sich ihm die Klosterpforten wieder erschlossen?“

„Nein — er lebt als freier Mann in Wien, und Niemand hat dort eine Idee, daß sich hinter dem naturalisirten Amerikaner ein ci-devant Kreuzherr verberge!“

„Und Sie haben ihn kürzlich gesprochen?“ drängte Postel. „Sie wissen, wo er in Wien wohnt, hinter

welchem Namen er sich verbirgt — oh ich bitte, geben Sie mir seine Adresse".

Edwin zögerte mit der Antwort.

„Ich weiß nicht, ob ich das thun darf!" sagte er endlich, „ich bin ohnehin schon zu weit gegangen und habe mich verplaudert. — Braun rechnete auf meine Discretion, als er mir, dessen Bekanntschaft er vor zwanzig Jahren in New-Orleans gemacht, kürzlich in Wien bei einer zufälligen Begegnung sein Vertrauen schenkte".

„Braun lebte in New-Orleans?" verwunderte sich Postel. „So nahe der Farm, die ich bewohnte?"

„Er war in dieser Farm einige Wochen hindurch mein Gast!"

„Der Kreuzherr Braun lebte in Louisiana unter meinem Dache" — stammelte Postel, der sich vor Staunen kaum zu fassen wußte.

„Warum versetzt sie das in so maßloses Erstaunen?"

„Weil Braun schon einmal vor vielen Jahren in Europa nahe daran war, in eine Behausung einzuziehen, die ich verlassen hatte. Es wurde damals nichts daraus

— und in der Neuen Welt hätte er darauf in der That die Wohnung bezogen, die ich geräumt?"

„Er wohnte, wie gesagt, vierzehn Tage in Ihrer Farm und malte während dieser Zeit meine Frau!"

„Er war Porträtmaler geworden?"

„Die Kunst ernährt ihn noch heute! Leider wirft sie ihm jetzt, wo es ihm vor Allem darauf ankommt, in Verborgenheit zu leben, nicht viel ab".

„Er leidet also Noth?" forschte Postel ängstlich.

„Das gerade nicht — aber viel zum Zusetzen scheint er nicht zu haben!"

„Glauben Sie nicht, daß er sich leichten Herzens von Wien trennen würde?"

„Er sagte mir, daß ihn das Heimweh nach Oesterreich zurückgetrieben habe — er wird also Wien kaum mehr verlassen wollen!"

„Seltsamer Mensch, den ich nicht begreife!" sagte Postel hart. „Ich kenne kein Heimweh. Ich stehe noch mit sechzig Jahren auf dem Standpunkte des Studenten, der da singt: „ubi bene ibi patria!"

„Eigentlich sollten auch Sie mich jetzt in das Geheimniß Ihres wahren Namens und Ihres Vaterlandes einweihen, nachdem ich Ihnen gesagt habe, wer und wo ich zu Hause bin!“ sagte Edwin.

„Sie haben Recht“! sagte Postel. „Ich will es auch thun, wenn Sie mir versprechen wollen, so lange ich lebe, Niemandem zu sagen, mit wem Sie am Fuße des Weißenstein in dem Hause ‚zu den Tannen‘ gesprochen haben“.

„Ich verspreche es Ihnen, Herr Sealsfield“.

Beider Hände lagen einen Augenblick in einander.

„So begrüße ich Sie denn als meinen Landsmann!“

„Sie sind ein Böhme?“

„Nein — aber ein Oesterreicher! Sie haben vorhin des Kreuzherrn Postel gedacht, der das Prager Kreuzherrenkloster vor Jahrzehnten heimlich verließ — dieser Kreuzherr Postel bin ich!“

Edwin stand da, wie aus den Wolken gefallen.

„Sie — und Postel“ — stammelte er — „Sie und Postel eine Person — daher also das räthselhafte Interesse

für Alles, was mit dem Kreuzherrenorden zusammenhing?"

„Jetzt werden Sie wohl nicht mehr Anstand nehmen, mir die Wiener Adresse meines Collegen Braun mitzutheilen?" fragte Postel lächelnd.

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Auf einem sanften Abhange des Pfauenberges liegt die Villa Grimaldi. Von den Weingehängen, die sie umgeben, hat man einen prächtigen Blick auf das Rheinthal, und das Kloster Mariagrün liegt so nahe vor Einem, daß man es mit der Hand greifen könnte. Der gebrechliche alte Mann, der seit Wochen die einsame Villa bewohnt, wird auch nicht müde, nach Mariagrün hinüberzusehen. Stunden lang sitzt er auf der Terrasse, die einige mächtige Platanen beschatten, und starrt in's Weite. Neben ihm liegt auf einem Gartensessel ein Fernrohr, und von Zeit zu Zeit greift er nach dem Instrument, damit es die schlanken Thürme der Klosterkirche seinem Auge näher bringe.

Auch heute recognoscirt der Marquis von Torrieri in ähnlicher Weise die Mauern von Mariagrün, als ein Bote, der ein versiegeltes Billet überbringt, das monotone Stillleben, dem er sich nach alltäglicher Gewohnheit ergeben, unterbricht. Mechanisch öffnet der Marquis den Brief, und seine schon an sich genug melancholischen Züge werden noch düsterer, sobald er ihn gelesen hat. Fürst Edwin nimmt in dem Brief Abschied von ihm und theilt ihm mit, daß er seine Nichte Almerie aus dem Kloster zu sich genommen habe, um mit ihr eine kleine Reise zu unternehmen, die Beide kaum mehr nach Bregenz zurückführen würde.

„Sie flieht vor mir!“ murmelt der Marquis in unsäglich traurigem Tone. „Es ist kein Zweifel — sie flieht vor mir. Alle meine Anstrengungen, sie zu gewinnen, haben mir nichts genützt — ich habe die Partie verloren. Sie hat kein Wort, keinen Gruß für mich — lautlos entschwindet sie mir. Nicht einmal das Almosen eines mitleidigen Abschiedswortes spendet sie mir, um ja keine Hoffnung auf eine günstigere Wendung in mir aufkommen zu lassen — und ich habe sie so sehr geliebt!“

Dem alten Manne rannen die Thränen über die Wangen.

Plötzlich rauschte es neben ihm auf, wie wenn sich ein Seidenkleid bewegte, und als er, aus seinem traurigen Hinbrüten auffahrend, aufsah, stand in der That eine junge und schöne Frau in schwarzseidenem Reisekleide vor ihm und sah ihn mitleidig an.

„Wer sind Sie und was wollen Sie?“ frug er hastig, die schöne Unbekannte verstört ansehend.

„Ich bin gekommen, Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen“, sagte die Fremde mit wohlklingender Stimme, „aber ich finde Sie so traurig, daß ich fast Anstand nehme, Sie durch meine Mittheilungen neuerdings aufzuregen. Und doch müssen Sie erfahren, was ich Ihnen zu sagen habe — ich bin ja hunderte von Meilen hergefahren, um Ihnen die Augen zu öffnen, die Ihnen ungetreue Diener zu blenden bemüht waren“.

„Ich sehe, daß ich ungetreue Diener habe“, murmelte der Marquis, „denn wie hätten Sie sonst unangemeldet zu mir dringen können!“

„Ich war darauf vorbereitet, daß man mir den

Zutritt zu Ihnen verwehren würde, und habe mich daher, das Gartenthor umgehend, durch die Weinberge in die Höhe geschlichen".

„Wer hätte ein Interesse gehabt, Sie von mir fern zu halten?" fragte der Marquis.

„Ihr Kammerdiener Primolano!"

„Den habe ich längst davongejagt!"

Die Dame trat überrascht zurück.

„Nicht möglich!" rief sie lebhaft. „Sie sind also der gegen Sie gesponnenen Intrigue auf die Spur gekommen? Ich habe die Reise hierher umsonst gemacht? Um so besser! Leben Sie wohl, Herr Marquis und verzeihen Sie, daß ich hier eingedrungen bin! Sie können mir's glauben, Herr Marquis, es geschah in guter Absicht! Dieser Schurke Primolano sollte Sie nicht länger betrügen — nun er ohne mein Zuthun entlarvt ist, kann ich gehen!"

Die Dame wollte sich entfernen, der Marquis bat sie jedoch zu bleiben und sich an seiner Seite niederzulassen. Er nahm selbst das Fernrohr vom Sessel weg und schob diesen der Fremden hin, sie neugierig und mit steigendem Wohlgefallen betrachtend. Das Abenteuer, das so plötz-

lich an ihn herangetreten und einige unerwartete Abwechslung in sein eintöniges Dasein gebracht, schien ihn um so lebhafter zu interessiren, als es ihn eben erst aus peinlichen Betrachtungen gerissen hatte.

„Wie kommen Sie dazu, sich für mich zu interessiren und mich vor Primolano zu warnen?“ richtete Torrieri das Wort an die Unbekannte.

„Ich bin Primolano's Mitschuldige!“ sagte die Dame, in welcher der Leser bereits Cosima erkannt haben wird. „Ich hätte Marquise Torrieri werden sollen!“

Wer vermag zu beschreiben, was bei dieser unerwarteten Eröffnung im Kopfe des Marquis vorging? Weit herausgewälzten Auges saß er da und starrte Cosima unverwandt an. Mit einem Mal war ihm Alles klar geworden. Der Maler in der Pelikangasse hatte ihm, als er ihn mit Edwin besucht, mitgetheilt, daß ursprünglich offenbar ein anderes Porträt den Platz in dem goldnen Medaillon hätte einnehmen sollen, welchen später das Bild der Comtesse Almerie ausfüllen sollte. Wohl habe ihm, erzählte der Maler, der Besteller der Miniaturbilder vorgespiegelt, daß es sich bei dem zweiten Auftrage um ein

anderes, dem ersten ähnliches Medaillon handle, aber die Vermuthung liegt nahe, daß damit nur die Maskirung eines veränderten Operationsplanes beabsichtigt gewesen sei. Dem Marquis war damals gleich der Verdacht aufgestiegen, daß Primolano, ehe er Almerie's Porträt in das Medaillon habe bringen wollen, um sich eine Million zu erobern, eine andere Intrigue geplant habe, um sich seinen Einfluß auf ihn zu sichern, aber es fehlte ihm der Schlüssel zu dieser Intrigue. Möglich, daß ihm Primolano reinen Wein eingeschänkt hätte, wenn er weiter geforscht haben würde, aber es widerstand ihm, mit dem entlarvten Schurken auch nur ein Wort weiter zu wechseln, und so ließ er ihn laufen, ohne den Dingen auf den Grund zu sehen. Wohl hatte er den Maler angegangen, ihm das Porträt zu zeigen, welches urspünglich dem Medaillon hätte eingefügt werden sollen, dieser war aber nicht in der Lage gewesen, seinem Wunsche entsprechen zu können, da Primolano das Miniaturporträt Cosima's längst an sich genommen, und auch Cattaneo das Porträt in Visitenkartenformat, mit dessen Anfertigung er den Maler betraut hatte, bereits abgeholt hatte. Jetzt hatte

Torrieri den Schlüssel zu der Intrigue, deren Opfer er hätte werden sollen, in Händen und die Frau, deren Bild ursprünglich dem Medaillon hätte eingefügt werden sollen, saß an seiner Seite.

„Sie hätten meine Frau werden sollen?“ stammelte der Marquis endlich, nachdem er sich zu einiger Fassung durchgekämpft hatte.

Cosima nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Sie besaßen ein geheimnißvolles Armband, an welches sich eine Familien-Tradition knüpfte. Wenn Ihnen in einem gewissen Zeitpunkte eine Frau erschiene, welche die Züge des Bildes tragen würde, das den Mittelpunkt jenes Armbandes bildete, so war anzunehmen, daß Sie den Besitz dieser Frau um jeden Preis anstreben würden, weil Sie vom Vater und Großvater her die Sage überkommen hatten, daß, wenn Sie sich mit dieser Frau verbänden, aus dieser Ehe ein Torrieri hervorgehen würde, den man in Rom heilig sprechen würde. Ist's nicht so?“

Der Marquis nickte unmerklich mit dem Kopfe, und Cosima fuhr fort:

„Der von Ihnen in's Auge gefaßte Zeitpunkt war vor der Thür und Primolano bedacht, ihn zu seinem Vortheile auszubeuten. Sie hatten ihm unbedingtes Vertrauen geschenkt, er hatte die silberne Chatouille in Händen, er hatte das Miniaturbild längst recognoscirt".

„Der Elende!" murmelte Torrieri mit einer Geberde des Abscheues.

„Er fand Helfershelfer, die ihm eine Frau zuführten, deren Bild den Platz desjenigen einnehmen sollte, das ein Jahrhundert lang den Mittelpunkt des Armbandes gebildet hatte. Oeffneten Sie im gegebenen Moment die Chatouille, so sollten Sie Züge erschauen, die Ihnen bald darauf an einem lebenden Wesen, das man Ihnen in geheimnißvoller Weise bei einer Kartenaufschlägerin vor Augen bringen wollte, gegenübertreten sollten — faßbar und greifbar. Es war zehn gegen eins zu wetten, daß Sie, von der in Ihrer Familie eingebürgerten fixen Idee befangen, die Frau, welche Ihnen auf so raffinirte Art nahegebracht werden würde, zu Ihrer Frau machen würden, was Sie für ewige Zeiten zu einer Puppe in Primolano's und seiner Helfershelfer Händen hätte machen müssen!"

„Und Sie waren die Frau, die mir zugedacht war?“ murmelte der Marquis, seine Augen in Cosima's Antlitz einbohrend.

„Ich war durch eine unglückselige Verkettung von Umständen in die Hände eines Mannes gegeben, den ich verachtete und haßte und dem ich doch gehorchen mußte! Er behandelte mich in rücksichtsloser Weise als sein Werkzeug, und ich mußte Alles thun, was er mir zu thun befahl. Zuletzt vollends glaubte er mich an einem unzerreißbaren Faden zu halten und mir Alles zumuthen zu können. So sann er mir auch an, mich mit ihm und Primolano zu dem Zwecke zu verbinden, den ich Ihnen eben angedeutet habe. Ich ging, wenn auch widerwillig, darauf ein, und vielleicht wäre der auf Ihre Täuschung berechnete Plan gelungen, wenn ich dem eigentlichen Anstifter desselben nicht im letzten Augenblick einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte und ihm entschwunden wäre“.

„Der Plan wäre nicht gelungen!“ nahm der Marquis lächelnd das Wort. „Primolano ließ ihn, beeinflußt durch eine vertrauliche Mittheilung, die er mir entlockte, im letzten Augenblick selbst fallen. Ich hatte ihm in einer

schwachen Stunde mitgetheilt, daß ich ein junges, schönes Mädchen liebe, und er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als das Porträt dieser von mir angebeteten Dame dem Medaillon einzuverleiben, in welchem früher Ihrem Bilde ein Platz in wohlberechneter Weise zugedacht war. Ueber diesem Schurkenstreich, bei dem es auf meine Beschwindlung abgesehen war, ertappte ich ihn".

„Wahrscheinlich hat er ihn hinter dem Rücken seiner Spießgesellen auf seine eigene Rechnung ausgeführt, und diese hätten das Nachsehen gehabt!" rief Cosima in einer unwillkürlichen freudigen Aufwallung. Empfand sie doch eine lebhafte Schadenfreude darüber, daß Primolano, als er sich zu einer Veränderung der Operationsbasis entschlossen, Cattaneo wahrscheinlich über Bord geworfen und auf seine eigene Faust und zu seinem eigenen Besten gehandelt habe!

„Wie dem auch sein mag", meinte Torrieri, „ich bleibe Ihnen zu Dank verbunden, daß Sie sich von der Genossenschaft derer, die es auf meine Berückung abgesehen hatten, lossagten und zu mir eilten, um das ganze Gewebe der gegen mich geplanten Intrigue vor meinen Augen

bloßzulegen. Ich wünsche, Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre Umkehr und Ihre Aufrichtigkeit ernster als durch Worte ausdrücken zu können. Sprechen Sie, Madame, kann ich Ihnen keinen Gegendienst erweisen?"

„Welche gütige Sprache führen Sie gegen mich, die ich Ihrer Verachtung werth wäre!" rief Cosima in Thränen ausbrechend. „Ich habe mich zu einem abscheulichen Complotte gegen Sie hergegeben, und Sie behandeln mich wie eine Person, die sich ein Verdienst um Sie erworben hat! O, mein Herr Marquis, Sie können nicht glauben, welche bittere Reue ich in diesem Augenblick empfinde! Ich scheide beglückt von Ihnen, wenn Sie mir die Versicherung geben, daß Sie mir meine Theilnahme an der gegen Sie geplanten Schändlichkeit verzeihen! Gottes Segen über Sie, Herr Marquis, mögen Sie das Glück, auf welches Ihnen Ihr gutes und versöhnliches Herz ein Anrecht giebt, in der Liebe finden, die Ihnen winkt — möge Sie die Treue und die Anhänglichkeit des geliebten Wesens für die Tücke und die Falschheit entschädigen, von welchen Sie bisher umgeben waren".

Cosima hatte mit Feuer gesprochen, und in dem

vibrirenden Tone ihrer schon an sich so wohlklingenden Stimme hatte ein Zauber gelegen, der den Zuhörer bestrickte. Dazu kam der feuchte Glanz ihres von prächtigen Wimpern beschatteten Auges, das Zucken ihrer üppig gewölbten Lippen, das Wogen eines Busens, der seine Hülle zu sprengen drohte. . . . Torrieri richtete einen flammenden Blick auf das schöne Weib, das sich erhoben hatte und Worte innerer Zerknischung, die sich mit heißen Segenswünschen vermischten, zu ihm sprach. Er konnte sich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß ihm die reizende Erscheinung im nächsten Augenblick schon so schnell entschwinden könnte, als sie ihm plötzlich aufgetaucht war. Mechanisch sagte er, von dem Wunsche beeinflußt, die Unterredung noch weiter fortspinnen zu dürfen:

„Meine Liebe ist keine glückliche! Wenn ich noch einen Funken von Hoffnung genährt hätte, heute ist mir die Gewißheit geworden, daß Resignation mein Loos ist! Wie habe ich mich auch mit einem so vermessenen Gedanken tragen können! Wo wäre das Herz, das in Liebe für einen welken Greis entbrennen könnte — und heute fühl' ich's, daß ich nichts Anderes bin als ein Greis, der noch

Ansprüche an das Leben erhob, die nicht in Erfüllung gehen können! Zu spät — zu spät!"

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um Torrieri's Lippen, als er so sprach. Durch seine Seele glitt ein tiefes Bedauern, daß er sich von der fixen Idee, die ein Erbstück seines Hauses gewesen, so lange habe gängeln lassen, bis es wirklich zu spät war, zu leben und zu lieben. Was hatte er von der strengen Askeitik gehabt, der er sich beharrlich hingegeben, das Auge immer auf den fernen Punkt gerichtet, den ihm die Familientradition vorgegaukelt? Um wie viel klüger hätte er gehandelt, wenn er sein Leben rechtzeitig genossen hätte! Das lastete in diesem Augenblick schwer auf ihm, und aus der inneren Bedrängniß löste sich brennend der Wunsch los, womöglich noch aus dem Schiffbruche des Lebens zu retten, was sich retten ließ. Wieder haftete sein Auge auf Cosima, die ihn voll Mitleid betrachtete, als ob sie ahnte, was in seiner Seele vorging.

Plötzlich raffte er sich auf, erhob sich von seinem Sessel, faßte krampfhaft Cosima's Hand und sagte, sein schönes Gegenüber fest ansehend:

„Mir kommt ein eigenthümlicher Gedanke — ich kenne Sie nicht — ich weiß nicht, wer Sie sind und wie Sie heißen — aber ich habe Vertrauen zu Ihnen, weil Sie in guter Absicht zu mir kamen — in der Absicht, mir Wahrheit zu geben — Wahrheit, die mit einer erniedrigenden Selbstanklage verbunden war. Ich bin überzeugt, daß Sie mir eine aufrichtige Antwort geben werden, wenn ich Sie etwas frage, was mich lebhaft interessirt!“

„Fragen Sie, Herr Marquis — ich will es an Offenheit nicht fehlen lassen!“

„Sagen Sie mir, ehrlich und offen also: wenn Primolano's Intrigue gelungen wäre, wenn Sie meine Frau geworden wären: wären Sie mir eine treue Frau gewesen?“

„Damals nicht!“

„Damals nicht — heißt das so viel, als heute wär' es möglich?“

„Heute wär' es möglich!“

„Und warum damals nicht?“

„Weil ich Jemanden liebte, dem näher zu kommen mir die Verbindung mit Ihnen Aussicht gab! Der Elende,

der mich als sein Werkzeug benützte, hatte mich hoffen lassen, daß die Verbindung mit Ihnen der Preis sei, für welchen er mir den Mann, den ich liebte, der mich liebte und den er von meiner Seite gerissen, wieder zuführen würde".

„Also Ehebruch!" murmelte der Marquis tonlos.

„Sie ziehen Schlüsse, die vielleicht zu weit gehen!" rief Cosima lebhaft. „Vielleicht hätte die edlere Natur in mir gesiegt, und ich hätte mich dem Manne meiner Liebe erst zu eigen gegeben, bis ich —"

Cosima zögerte fortzufahren. Torrieri las ihr die Gedanken vom Gesichte ab und ergänzte den Satz, den sie zu beenden sich scheute, indem er mit zitternder Stimme sagte:

„Bis Sie Wittwe geworden wären — nicht wahr, das wollten Sie doch sagen?"

„Ich kannte Sie damals nicht!" sagte Cosima wie im Tone sanfter Abbitte.

„Heute würden Sie sich nicht mehr so glühend nach dem Wittwenschleier sehnen?" fragte der Marquis lebhaft. „Was ist vorgefallen, was das Heute so scharf von dem Damals scheidet?"

Die Frage weckte schmerzliche Erinnerungen bei Cosima. Sie mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um überhaupt antworten zu können. Mit zitternder Stimme sagte sie:

„Sie berühren eine frische Wunde, die noch blutet. Aber ich will Ihnen auch hier Rede stehen, Herr Marquis. Ich habe mit einem heroischen Entschlusse den Mann aufgegeben, den ich liebte. Sie sehen, Herr Marquis, auch ich habe vom Leben und von der Liebe nichts mehr zu hoffen — wie Sie!"

„Wie ich!" murmelte Torrieri mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ganz wie ich — nur mit dem Unterschiede, daß Sie freiwillig auf alles verzichtet haben!"

„Freiwillig?" warf Cosima mit herber Betonung ein, und ihr sonst so sonores Organ klang fast schrill, als ob auf der Claviatur desselben eine Saite gesprungen wäre. „Wer sagt Ihnen, daß ich freiwillig verzichtet habe? Ich mußte den Geliebten aufgeben, weil mir keine Wahl übrig blieb, weil ich zu der Erkenntniß gekommen war, daß ich seiner unwürdig sei, daß ich mich auf hinterlistige Art in sein Herz geschlichen, daß ich ihm nichts zu bieten vermöchte als ein in Trug und Falschheit geübtes Herz!"

Cosima hatte ihr Antlitz mit den Händen bedeckt und schluchzte krampfhaft. Diesmal war es der Marquis, der sie voll Mitleid betrachtete.

„Ich wollte, ich hätte diese Saite nicht berührt!“ sagte er sanft.

„Sie klingt traurig nach — nicht wahr?“ murmelte Cosima, ihre Züge wieder frei machend. „Aber es ist vorüber — das sind Anwandlungen von Leid, die überwunden werden müssen. Mit Hilfe der Zeit werde ich sie überwinden. Heute ist es aber noch nicht lange her, daß ich ihm zum letzten Male gegenüberstand. Sein wehmüthiges Abschiedswort klingt mir noch im Ohre nach. Unmittelbar nachdem ich mich von ihm losgelöst, eilte ich zu Ihnen, um Sie nicht ein Opfer Derer werden zu lassen, die Ihnen auflauerten. Nun ich mich mit Ihnen abgefunden, giebt es kein Band mehr, das mich mit der Welt verknüpft“.

„Worüber brüten Sie?“ warf der Marquis erschreckt hin.

„Ueber nichts Schlimmes, Herr Marquis! Ich kenne einen Beruf, für den ich geschaffen zu sein glaube — wenigstens habe ich mich erst kürzlich mit Glück in dem-

selben versucht, als ich meinen verwundeten Vater pflegte. Ich werde in ein Kloster eintreten, dessen Mitglieder sich mit der Krankenpflege befassen".

„Sie pflegten einen verwundeten Vater? Und kürzlich, sagen Sie? Also wohl im letzten Kriege?"

Cosima nickte mit dem Kopfe.

„Auf welcher Seite stand ihr Vater?" forschte der Marquis.

„Er war österreichischer Oberst! Da ihn seine Wunden zu fernerem Kriegsdienste untauglich machten, wurde er vor wenigen Tagen, wie ich las, als General pensionirt!"

„Sie sind die Tochter eines braven österreichischen Offiziers!" rief der Marquis in respectvollem Tone. „Wo ist Ihr Vater verwundet worden?"

„Bei Solferino!"

„Und Sie haben ihn gepflegt? Was hindert Sie dann, in sein Haus zurückzukehren?"

„Es steht eine Schranke zwischen mir und ihm, die ich nicht hinwegräumen kann!" sagte Cosima halblaut.

„Zürnt er Ihnen?"

„Ich glaube, daß er mir verziehen hat und mir nicht mehr grollt! Aber deswegen ist doch keine Wiedervereinigung möglich. Ich habe mich zu Dingen brauchen lassen, die ich ihm nie eingestehen kann, weil sie mich um den letzten Rest der Achtung bei ihm bringen würden".

„Es liegt mir fern, mich in Ihr Geheimniß zu drängen. Ich kann Sie auch nicht hindern, die Wege zu wandeln, die Sie sich vorgenommen haben. Aber ich möchte Sie heute nicht zum letztenmal gesprochen haben. Das ist ein bescheidener Wunsch. Geben Sie mir einen Weg an, auf welchem ich erfahren könnte, wo Sie leben, wenn es mich gelüstete, Sie noch einmal zu sehen".

Cosima dachte eine Weile nach.

„Ich weiß noch nicht, wohin ich mich wende!" sagte sie. „Aber als ich von meinem Vater schied, sagte ich ihm, daß ich ihm davon Mittheilung machen wollte, wenn es mir gelänge, in einen ruhigen Hafen einzulaufen. Damals ging ich noch krumme Wege und war fern von einem friedlichen Heim — heute bin ich demselben näher und vielleicht bald in der Lage, meinem Vater mittheilen zu

können, daß ich mich in einem stillen Erdenwinkel zur Ruhe gesetzt".

„Von Ihrem Vater werde ich also immer erfahren können, wo Sie leben? Kann ich mich darauf verlassen?"

Cosima nickte mit dem Kopfe.

„Wo lebt Ihr Vater!"

„In Pest".

„Und er heißt?"

„Willinger!"

Der Marquis zog seine Schreibtafel aus der Brusttasche und notirte sich den Namen.

„Leben Sie wohl, Herr Marquis!" sagte Cosima.

Er sah sie lange an, reichte ihr plötzlich die Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich sage: auf Wiedersehen! Ja, auf Wiedersehen — aber jetzt erst werde ich inne, daß ich Sie nicht zu nennen weiß! Wie heißen Sie doch?"

„Cosima!"

„Auf Wiedersehen dann, Cosima!" flüsterte er und sah träumerisch vor sich hin, als ob er über etwas brüte.

Sie entzog ihm langsam ihre Hand und wandte sich zum Gehen.

Er machte einige Schritte, als ob er ihr folgen wollte — dann blieb er wieder unschlüssig stehen.

Sie schwebte durch die Weinberge — auf demselben steilen Wege, den sie emporgeklettert war, um sich ihm, unbemerkt von Primolano, den sie noch bei ihm vermuthete, nähern zu können.

Er sah ihr lange nach — so lange, bis auch die letzte Spur von ihr verschwunden war.

Zweites Capitel.

„Auf wie viel Uhr haben Sie den Notar bestellt, Frau Vögtlin?“ fragte Postel seine Haushälterin.

„Auf zehn Uhr, Herr Sealsfield — er muß gleich da sein, denn es fehlen nur noch wenige Minuten auf zehn“.

„Wenn Herr Gmür kommen sollte, während ich mich mit dem Notar unterhalte, so ersuchen Sie ihn, sich ein wenig zu gedulden. Fragen Sie ihn auch, ob er nicht Lust hätte, mit uns zu speisen. Wenn er die Einladung annimmt, so machen wir ihn ein- für allemal zu unserem Tischgenossen. Es soll fortan etwas geselliger zugehen in dem Hause „zu den Tannen“, sonst sterben Sie mir am Ende noch vor langer Weile, und ich sehe mich in die unangenehme Lage versetzt, mich nach einer anderen Haushälterin umsehen zu müssen. Das wäre aber ein hartes

Stück Arbeit, Frau Vögtlin, da ich nun doch schon einmal an Sie gewöhnt bin!"

Postel streckte der Haushälterin mit einem gutmüthigen Lächeln seine Hand entgegen. Frau Vögtlin ergriff dieselbe mit strahlendem Gesichte, da sie überglücklich war, den Hausherrn so gut gelaunt zu sehen.

„Wird Herr Gmür zufrieden sein, wenn wir ihm Kartoffeln in der Schaale vorsetzen?" fragte sie.

„Wer spricht von Kartoffeln, Frau Vögtlin?" rief der Hausherr mit komischem Unwillen. „Kartoffeln sind ein Essen für mich, der ich an sie gewohnt bin und dem sie lieber sind als Austern — einem Gaste müssen wir natürlich etwas Besseres vorsetzen. Ich will Ihnen da ganz freien Spielraum lassen, Frau Vögtlin, und Ihnen nichts vorschreiben — ich will Ihnen nur sagen, daß ich unser monatliches Kostgeld von hundertfünfzig Francs auf fünfhundert Francs erhöhe!"

„Auf fünfhundert Francs!" rief Frau Vögtlin verwundert und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „So viel verzehrt ja nicht einmal der Herr Großrath von Solothurn monatlich — und der steht

in dem Rufe, die beste Küche weit und breit zu führen! Fünfhundert Francs! O, du mein Herrgöttle, die getrau' ich mir ja gar nicht im Monat anzubringen!"

„Das ist Ihre Sache, Frau Vögtlin!" erlustigte sich der Hausherr an der Ueberraschung der Haushälterin.

„Ja, sagen Sie mir, Herr Sealsfield", fuhr Letztere naiv fort, „ist's denn nichts mit dem Krieg drüben über'm Meer, vor dem Sie sich noch vor wenigen Tagen so sehr gefürchtet haben?"

„Der Krieg kann mir nichts mehr schaden, Frau Vögtlin!" belehrte Postel die Haushälterin in jovialem Tone. „Lassen wir die drüben sich schlagen und freuen wir uns des Lebens, so lange das Lämpchen glüht — lange wird es ohnehin nicht mehr glühen, wenigstens bei mir nicht. Aber seien Sie ohne Sorge, Frau Vögtlin, Sie sollen nicht betteln gehen, wenn man mir die Augen zudrückt — für Ihre Zukunft ist gesorgt!"

„Was reden Sie wieder für Sachen, Herr Sealsfield!" wehrte die Haushälterin, während sich ihre Augen feuchteten.

„Man muß an solche Dinge denken, wenn man Fuß und Auge täglich mehr erlahmen fühlt, und wenn Einem

die böse Krankheit immer empfindlicher in den Eingeweiden wühlt. Aber jetzt, wo ein gütiges Schicksal die Furcht von uns genommen hat, daß wir auf unsere alten Tage werden darben müssen, wollen wir dem Tod wenigstens mit Heiterkeit in die Augen sehen! Ah — ich höre klingeln — der Notar ist da — lassen Sie uns allein, Frau Vögtlin".

„Willkommen, Herr Irminger!" begrüßte Postel den Notar. „Ich habe Sie bitten lassen, mich zu besuchen, weil ich unter vier Augen die Frage an Sie richten wollte, ob Sie geneigt wären, in meinem Interesse eine größere Reise zu unternehmen? Sie würden ungefähr einen Monat abwesend sein — ist es Ihnen möglich, sich in Solothurn so lange durch einen Substituten vertreten zu lassen?"

„Substitutionen kommen oft vor, und ich habe in meiner Kanzlei einen Mann, auf welchen ich mich unbedingt verlassen kann. Wohin soll ich reisen, Herr Sealsfield?"

„Sie würden auf Ihrer Tour drei Etappen berühren! Das eigentliche Reiseziel wäre aber Oesterreich. Ich weiß,

daß Ihr Geschäft in Solothurn unter Ihrer Abwesenheit leiden muß und biete Ihnen daher eine Entschädigung von fünftausend Francs und hundert Francs täglicher Reisediäten. Genügt Ihnen das?"

„Vollkommen!"

„Gut denn! Ich werde Ihnen die nöthige Vollmacht geben, von dem Gelde, welches die Schweizer Bank für meine Rechnung verwaltet, hunderttausend Francs zu heben. Zehntausend entfallen annähernd für Ihre Mühewaltung — für dreißigtausend kaufen Sie, ehe Sie die Reise antreten, im Canton Solothurn einen kleinen Landbesitz auf meinen Namen mit der Clausel, daß derselbe an meinem Todestage meiner braven Haushälterin Frau Clara Vögtlin zufallen soll".

„Sehr wohl, Herr Sealsfield!" sagte der Notar, indem er einige Worte in seine Schreibtafel eintrug. „Was geschieht mit den übrigen sechzigtausend Francs?"

„Diese nehmen Sie mit sich. Lassen Sie sich für die Summe Creditive auf Wien und Leipzig ausstellen. Schlagen Sie zunächst die Richtung nach letzterer Stadt ein und forschen Sie daselbst nach einem jungen Manne,

der sich Grazian Wellner nennt. Er war Kreuzherr, lebte zuletzt als Seelsorger im Kloster Mariagrün in Vorarlberg und hat nach seiner erst kürzlich in Scene gesetzten Flucht aus Oesterreich in Leipzig die wissenschaftliche Laufbahn betreten. In Leipzig lebt ein Privatgelehrter Namens Arnold Weidner, der mit dem ehemaligen Kreuzherrn befreundet ist und Ihnen sicher den Weg zu ihm ebnen wird, wenn Sie ihm diese Karte überreichen!“

Postel händigte dem Notar eine Karte ein, auf welcher die Worte zu lesen waren: „Fürst Edwin Eschingen“.

„Haben Sie Herrn Grazian Wellner gefunden, so zählen Sie ihm dreißigtausend Francs zu und legen gleichzeitig diesen Brief in seine Hände!“ fuhr Postel fort, indem er dem Notar ein versiegeltes Billet überreichte, welches die Adresse zeigte: „Herrn Grazian Wellner, gewesenen Kreuzherrn“. Damit endet Ihre Leipziger Mission und Sie setzen Ihre Reise nach Böhmen und weiter nach Mähren fort!“

Postel hielt einen Augenblick inne, und als er seine Rede nach einer kurzen Pause, während welcher er unver-

wandt vor sich hingestarrt, wieder fortsetzte, klang seine Stimme einigermaßen bewegt.

„In Znaim machen Sie Halt“, sagte er. „Sie sind da nur noch zwölf Meilen von Wien entfernt. Znaim ist eine lebhafte Mittelstadt, und in ihrer unmittelbaren Nähe liegt die Herrschaft Pöltenberg, welche dem Kreuzherrenorden gehört. Einen Theil dieser Herrschaft bildet das Dorf Popitz, welches ungefähr eine Stunde von Znaim entfernt ist. Ich wünsche nun, daß Sie dieses Dorf besuchen und sich dort, ohne Aufsehen zu erregen, nach den Verhältnissen der Familie Postel erkundigen“.

Wieder machte sich der Notar einige Anmerkungen, und Postel fuhr in seinen Instructionen fort:

„Den alten Ortsrichter Postel werden Sie kaum mehr am Leben finden — er müßte fast hundert Jahre alt sein, wenn er noch lebte. Auch seine Frau dürfte längst heimgegangen sein. Sie würden mich verbinden, wenn Sie auf den Kirchhof von Popitz hinausgingen und ein wenig unter den Gräbern Umschau hielten. Es würde mich interessiren zu erfahren, wann der Ortsrichter Anton Postel und dessen Frau Juliane, geborene Rabel, gestorben sei“.

Irminger's Bleistift glitt von Neuem über das Papier. Postel hatte die Augen geschlossen und stützte die Stirn mit der hohlen Hand — er schien in ernste Gedanken verloren. Geduldig wartete der Notar, bis der Hausherr wieder die Stimmung fand, weiter zu sprechen.

„Der Ortsrichter Postel hatte fünf Söhne und zwei Töchter", nahm Postel endlich wieder mit gedämpfter Stimme das Wort, „trachten Sie zu erfahren, was aus jedem dieser sieben Kinder geworden. Sehen Sie sich auch das Postel'sche Anwesen an, damit Sie mir berichten können, in welchem Zustande es sich befindet. Es trägt die Nummer 56".

„Was habe ich weiter in Popitz zu veranlassen?" erkundigte sich der Notar, als Postel wieder Miene machte, sich seinen Gedanken hinzugeben.

„Mit Popitz wären wir fertig!" murmelte Postel, aus seinen Gedanken auffahrend, mit einem zerstreuten Lächeln, indem er sich mit der Hand über Stirn und Augen fuhr. „Sie wenden sich nun nach Wien. Dort wohnt in der Vorstadt Spittelberg ein Maler, der sich Schwarz nennt, obwohl er ein naturalisirter Amerikaner Namens Webster

ist. Diesen Mann suchen Sie auf — Sie finden ihn in der Pelikangasse in einem kleinen Hause, welches das Schild „zum heiligen Vincenz" führt. Haben Sie sich die Namen notirt? Gut — dem Maler legen Sie dreißigtausend Francs auf den Tisch, und geben ihm dieses Billet!"

Der Notar nahm auch diesen Brief entgegen und bemerkte, während er ihn in seine Schreibtafel vergrub:

„Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Sealsfield, so soll weder Herr Grazian Wellner in Leipzig noch Herr Schwarz-Webster in Wien erfahren, von wem das Geld kommt — oder geben die Briefe, die ich den Betreffenden zu überreichen habe, über diesen Punkt Aufschluß?"

„Nein!" beantwortete Postel die Frage. „Die beiden Herren sollen nie erfahren, woher ihnen das Geld kam. Sie müssen darauf gefaßt sein, daß man Sie mit Fragen bestürmt — setzen Sie denselben die trockene Erklärung entgegen, daß ein reicher amerikanischer Pflanzer, der Ihnen bezüglich seiner Personalien Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht hat, Ihnen den Auftrag gegeben habe, den Betreffenden die Summe auszuzahlen".

„Sehr wohl, Herr Sealsfield!“ schloß der Notar die Unterredung, um sich bald darauf zu empfehlen.

Gmür wartete bereits ihn abzulösen. Der alte Mann wollte sich zum Schreiben anschicken, Postel hielt ihn jedoch davon zurück, indem er sagte:

„Wir werden heute nicht schreiben, Herr Gmür — ich wünsche, daß Sie mir etwas vorlesen. Nehmen Sie aus meiner Bibliothek das Buch zur Hand, dessen Rücken die Inschrift trägt: „Transatlantische Reiseskizzen“. So — haben Sie's? Schlagen Sie den Abschnitt auf: „Christophorus Bärenhäuter im Amerikanerlande“.

Gmür wollte zu lesen anfangen — Postel unterbrach ihn mit den Worten:

„Nicht die ganze Geschichte möchte ich hören — lesen Sie mir nur die Brautwerbung Christoph's um Jemmy O'Dougherty. Fangen Sie dort an, wo Toffel an einem schönen December-Abend seinen Grauhengst sattelte und aufwärts trabte, den Windungen nach, die damals und wohl auch heute von Toffelsville durch die Ohioberge nach dem Oberlande führen“.

„Lieblich waren die stattlichen Höfe anzuschauen, die

Toffel auf seinem Ritte passirte!“ las Gmür. „Manches frische und, was mehr sagen will, vermögliche Mädchen trieb ihr Wesen in diesen rauh aussehenden, aber wohnlichen Mitteldingen zwischen Häusern und Hütten; von manchem schönem Munde tönten ihm die Worte entgegen: „Toffel, wohin des Weges so spät? Willst Du nicht herein?“ Doch Toffel hatte weder Augen noch Ohren und ritt weiter. Und die Höfe wurden allmälig ärmlicher, bis er endlich auf eine Strecke Landes kam, die mit Kastanieneichen überwachsen war, wo ihn seine Geduld zu verlassen drohte. Er konnte nämlich diese Baumgattung, die er als einen Ausfluß des unfruchtbarsten Bodens, und zwar mit Fug und Recht betrachtete, nie ohne Widerwillen ansehen. Und doch, Toffel, trabst Du immer weiter! Bist Du denn so ganz unempfindlich für weltliche Güter, so zwar, daß Du Dich von den bewußten Schelmenaugen bezaubern lässest, dieser lieblichen Hexe, die der Teufel selbst nicht zähmen könnte, die Vater und Mutter mit vieler Grazie zu plagen und mit noch mehr zu peinigen weiß, die wie eine Katze schmeicheln und zugleich kratzen, weinen und lachen, Alles in derselben Minute, ja in dem=

selben Athem kann? Bedenke doch, Lieber! Halte ein, auf deiner Pilgerfahrt! Feuer und Wasser, Whisky und Sauerkraut, Welschkornkuchen und saure Milch, wie sollten diese sich vertragen? Wir halten es für unsere Pflicht, für unsern Toffel zu denken, da er selbst nie ein großer Denker war, und ihm gütig zu zeigen, was er zu thun hatte, just so wie manche Zeitungsredacteure in ihrer preßfreiherrlichen Qualität für unerläßlich halten, Ministern klar und bündig darzuthun, was sie thun und nicht thun sollen, ein halbes Jahr, nachdem die Sache gethan ist. — Doch wo ist unser Toffel? Nun, da finden wir ihn wieder auf dem dürren Hügel von Kastanieneichen, und zwar vor einem — wie sollen wir es nennen — Bauwerke, das aus den Indianerkriegen herzustammen scheint. Toffel schüttelt sein Haupt bedenklich; es ist des alten Davy O'Dougherty Haus, und ein armselig gestaltetes Haus ist es, man mag es auf's Wort glauben, Regen und Wind haben freieren Zugang in dasselbe, als die Bewohner selbst; dies ist jedoch nicht die schlimmste Seite in Toffel's Augen, ist ja sein Haus selbst nur aus Stämmen aufgezimmert. Aber dann seine Scheuer?

Sie sieht aus wie ein Schloß, verglichen mit denen seiner Nachbarn. Und Davy O'Dougherty hat nicht einmal eine solche. Seine Umzäunungen! Es ist eine Sünde und Schande, sie anzusehen. Ja, sein Hof ist ein armseliges Gemälde irischer Betriebsamkeit; kein Gaul, kein Pflug. Sein ganzes Agricultur-System beschränkt sich auf ein Paar handbreite Streifen Kartoffeln und Welschkorn. Toffel warf einen langen, bedenklichen Blick auf Davy's unbewegliche Güter und schüttelte seinen Kopf stärker und stärker und pausirte. Unglücklicher Weise war seine Hand bereits auf der eisernen Klinke, die Thüre ging auf und er mußte hinein. Soeben saß der alte Davy O'Dougherty mit seiner Ehehälfte, einer rothäugigen, schielenden Matrone, und beinahe einem Dutzend rothköpfiger kleiner Ungeheuer — Jemmy nicht mit einbegriffen, versteht sich — über seinem Thee, Kartoffeln und Welschkornkuchen; Toffel drückte seinen Hut ein bischen stärker über die Stirne, nahm einen Stuhl und postirte sich vor das Kamin. Ausgenommen eine leichte Röthe, die Jemmy's Gesicht überflog und ein pfiffiges Blinzeln von Seite der Mama, trug sich in der ersten Viertelstunde nichts Besonderes zu,

und unser Held dürfte ziemlich lange vor dem Steinkohlenfeuer gesessen haben, wenn er nicht ein deutscher Mann gewesen wäre. Da er jedoch ein echter deutscher Mann war, und somit seine Geruchsnerven nicht wenig durch den Steinkohlendunst und die aus dem Theekessel und von den Kartoffeln und Gurken sich entwickelnden Dämpfe in's Gedränge kamen, so erhob er sich, zweifelsohne um eine weniger von Dünsten geschwängerte Atmosphäre zu suchen. In diesem Unternehmen jedoch war er unangenehmer Weise durch einen seiner Füße procrastinirt, der so unglücklich war, sich in dem ziemlich vom Zahne der Zeit benagten Teppich zu verfangen, und der, so zurückgehalten, dem andern nicht nach wollte, was denn zur unausbleiblichen Folge hatte, daß Toffel der Länge nach auf den Boden hintaumelte, und nahe daran war, das Tischtuch und den ganzen Reichthum des alten Davy in Fayence mit sich zu nehmen. Jemmy brach in ein lautes Gelächter aus, sprang auf und schlüpfte in die Küche. Toffel richtete sich mühsam auf, blickte auf die verwünschten Oeffnungen im Teppiche, kratzte sich am Kopfe, sah dann den alten Davy und seine Ehehälfte und schließlich die

Thür an, durch welche er in sein gegenwärtiges Dilemma gekommen, ohne die zweite, nämlich die Küchenthüre, durch welche Jemmy verschwunden, und durch die er in ein vielleicht noch verwickelteres einzugehen eben im Begriff war, auch nur eines Blickes zu würdigen. Er pausirte lange; nochmals sah er auf die Hausthür, und vielleicht hätte sein guter Genius obgesiegt, aber in diesem entscheidenden Momente öffnete sich die verwünschte Küchenthür und Jemmy's Schwanenhals streckte sich dazwischen, und dies entschied. Toffel's rechter Fuß bewegte sich unwillkürlich, dann sein linker, und schließlich schob sich Christophorus, ganz wie er leibte und lebte, durch die Thür vor's Küchenfeuer, dem gewöhnlichen Rendezvous für alle derartigen wohlbewußten Affairen. Jemmy stöberte unterdessen zwischen und unter den Töpfen, Kesseln, Zubern, Aepfeln und Pfefferfestons herum, wahrscheinlich weil sie nichts Besseres zu thun hatte. Da jedoch die Küchengeräthe von Mistreß O'Dougherty in einem nur zu geraden Verhältnisse zu ihres Mannes Agricultur-Utensilien standen, so konnte ein derlei Umherstöbern nicht ewig dauern, und da sie es endlich überdrüssig war, mit den drei Töpfen

und Kesseln sich zu unterhalten, so setzte sie sich gleichermaßen vor das Kaminfeuer an die Seite Toffel's hin".

Postel hatte, auf dem Sopha kauernd, bewegungslos zugehört, wie ihm der alte Mann aus dem Buche das vorlas, was er selbst vor mehr als einem Vierteljahrhundert niedergeschrieben. Nur wenn eine Nuance in der Betonung kund zu geben schien, daß die lebendige und anschauliche Schilderung von Toffel's Brautfahrt den Vorleser höchlich zu amüsiren scheine, hatte Postel aufgeschaut und Gmür mit einem forschenden Blicke gestreift.

„Wer würden Sie glauben, lieber Gmür", sagte er jetzt, „daß das Buch verfaßt hat, aus dem Sie mir da vorlesen?"

„Die drastische Schreibweise erinnert lebhaft an Ihre Diction, Herr Sealsfield!" gab Gmür zurück. „Es ist mir nicht anders zu Sinn, als ob das, was ich da vorlese, aus dem Rahmen des Werkes herausgeschnitten wäre, welches Sie mir in den letzten Wochen in die Feder dictirt haben!"

„Sie urtheilen sehr nachsichtig, lieber Gmür!" meinte Postel. „Publikum und Kritik bilden eine strengere Jury.

Mir kommt es vor, wie wenn das, was ich heute noch zu produciren im Stande bin, kaum ein Schatten dessen wäre, was mir einst in guten Stunden gelang! Sie haben übrigens das Richtige getroffen — Toffel's Brautfahrt ist von mir! — noch erinnere ich mich lebhaft des schönen Herbsttages, an dem ich die Schilderung zu Papier gebracht. Es war ein Tag wie heute!"

Postel hatte sich vom Canapé erhoben und war an's Fenster getreten, das er aufmachte, um die frische, kräftige Luft einströmen zu lassen. Eine geraume Weile haftete sein Auge auf dem Weißenstein. Wie zu sich selbst sprechend nahm er wieder das Wort.

„Genau weiß ich's — es war im Herbst 1833 — ich wohnte noch in Jona draußen auf der Villa, dicht bei Rapperswyl. Am Morgen war ich mit dem kleinen Dampfschiff, das zwischen Jona und Zürich verkehrte, nach Zürich gefahren und hatte dort in der gemüthlichen Bierkneipe „zum Gambrinus" ein paar angenehme Stunden verbracht. Professor Schönlein, Bluntschli und Schultheß, mein Verleger, waren mit dabei gewesen, und wir hatten weidlich über alle Welt raisonnirt, wie es echten Republikanern ziemt.

Wir hatten an Metternich, der sich anmaßte, ganz Europa am Gängelbande zu führen, kein gutes Haar gelassen, und Schönlein, der große Kliniker, hatte sich schier vor Lachen den Bauch gehalten, als ich den Koblenzer Cavalier unter mein klinisches Messer nahm und sein System als das des Hineinzwängens in den Idiotismus charakterisirte. Bluntschli konnte sich vor Staunen kaum fassen, daß ich Oesterreich so gut kenne, daß mir das dort übliche Spionirsystem, welches eine Armee von zehntausend Delatoren auf den Beinen halte und das ganze gesellige Leben zerstöre, so geläufig sei. Nachdem ich mich von der befreundeten Zechrunde beim „Gambrinus“ verabschiedet, fuhr ich wieder nach Jona hinaus, und dort war es, wo ich in überschäumender Laune Bärenhäuter's Brautfahrt niederschrieb. Wenn ich momentan vom Schreiben ausruhend zum Fenster hinaussah, lag, wie hier der Weißenstein, so der Schwyzer Mythen und darüber hinaus, ihn überragend, der Urirothstock vor mir. Es war ein schöner Tag und eine schöne Zeit — ich in der Vollkraft des Schaffens — Alles ging so leicht und fließend — seien Sie so freundlich, lieber Gmür, und lesen Sie mir Toffel's Brautfahrt zu Ende!“

„Eine Viertelstunde mochte verflossen sein", las Gmür, „und noch war kein unziemlicher Gedanke Toffel durch's Gehirn oder über die Zunge gekommen. Die einzige Freiheit, die er sich erlaubte, bestand darin, daß er seinen Hut auf das rechte und dann auf das linke Knie und zur Abwechslung wieder auf das linke und dann auf das rechte hing. Zuletzt jedoch faßte er Muth, und seiner Nachbarin starr in's Gesicht sehend, fragte er sie, ob sie ihn zum Ehemann haben wollte. Die Antwort auf diese wichtige Frage lautete: „Seid Ihr närrisch? Was sollte ich mit einem Deutschmann thun?" Harte Worte, wirklich harte Worte, besonders wenn ausgesprochen von einem spitzen irischen Mäulchen. Armer Toffel! Du kanntest die Arglist der kleinen Hexe nur allzu wenig, die feilschend erst ihre Waare, nach der doch alle ihre fünf Sinne gelüsteten, herabzusetzen gedachte, um sie dann desto wohlfeileren Kaufes davonzutragen. „Was sollte ich mit einem Deutschmanne thun?" Denkt nur, eine solche Frage, und von einem solchen Dinge, als Jemina O'Dougherty, zu einem Manne wie Toffel, sechs Fuß und sechs Zoll, mit dreihundert Aeckern und zwei blau=

gewirkten Strümpfen voll Thalern. Toffel Bärenhäuter war ganz und gar kein stolzer Junge, aber die fragende Antwort hatte ihn aus dem Concepte gebracht, und seiner Würde bewußt, richtete er sich klafterlang in die Höhe schob seinen Hut über die Ohren, ein wenig mehr über's rechte, und noch einmal in der Küche umherschauend, schickte er sich an, selber und somit allen seinen Heiraths-plänen Lebewohl zu sagen, als die schlaue Dirne zwischen ihn und die Thüre trippelte, und, seine Hand erfassend, fragte: „Und, wenn ich Euch nehme, versprecht Ihr ein gutes Kind werden zu wollen?" Eine andere verfängliche Frage, über die ein solcher Ignoramus wie Toffel wohl in Verlegenheit gerathen konnte. Und er gerieth wirklich in diese. „Bitte Euch, wie versteht Ihr dies?" erwiderte er. — „Ihr seid ein Narr", versetzte Jemina lachend, „wohl will ich Euch nehmen und einen Mann aus einem Deutschen machen". — „Wohl, wohl, so wäre dann dies in Richtigkeit!" beschloß der ehrliche Toffel. Und mit diesen Worten ergriff er seines Mädchens Hand, schüttelte sie und schritt zur Küchenthür hinaus in's Freie auf seinen Grauhengst zu, ohne auch nur eine Minute

länger beim verführerischen Kaminfeuer zu verweilen. Nun, war unser Toffel nicht bei alledem ein ehrenfester Junge? Den folgenden Tag hatte sein Grauschimmel eine trübe Zeit. Er mußte zum ehrwürdigen Caspar Ledermaul, dem lutherischen Prediger, dereinst gewesenen Mitgliede der ehrsamen Schneiderzunft zu Tippelswalde im Bayreuth'schen, der seit seiner Niederlassung die Nadel mit der Kanzel zu vertauschen sich berufen gefühlt, und der nun vielerwähnte Braut und Bräutigam zu vereinen berufen werden sollte. Zuvor jedoch hatte er noch die Protestation von Jemmy zu hören, die von Seiner Wohlehren Caspar Ledermaul sowie von keinem der lutherischen Prediger etwas hören wollte. Toffel jedoch bedeutete ihr trocken, daß sein Vater von einem lutherischen Minister eingesegnet worden, daß sein Großvater dasselbe Schicksal gehabt habe, und daß er es auch haben wolle, und daß er von dem Segen eines Friedensrichters gerade so viel halte, als ob er gar nicht ausgesprochen wäre, und daß er sich gar nicht verheirathet denken könnte, wenn es nicht von und durch Caspar Ledermaul geschähe. Und Jemmy, obwohl verstockt in allem Uebrigen, gab in

diesem Punkte nach; Herr Caspar Ledermaul vereinigte ihre Hände, und die ganze Niederlassung kam den Brautkuchen zu essen, und alle Welt lebte hoch auf".

„Ich danke Ihnen, Herr Gmür!" sagte Postel, sobald der alte Mann die Lectüre beendet hatte. „Ich will Sie heute nicht länger incommodiren — auch fühle ich das Bedürfniß, ein wenig mit mir allein zu sein. Frau Vögtlin wird Ihnen mitgetheilt haben, daß ich Sie gern an meinen Mahlzeiten theilnehmen lassen würde — wollen Sie mir das Vergnügen machen, täglich mein Gast zu sein?"

„Wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß ich Ihnen nicht lästig falle, Herr Sealsfield — "

„Keine Phrasen, Herr Gmür!" unterbrach der Hausherr den alten Mann. „Sie nehmen also meine Einladung ein für allemal an, was mich sehr freut. Es ist nicht gut, daß der Mensch gar so einsam lebt, wie ich es in der letzten Zeit gethan. Ich war auf dem besten Wege, ein completer Menschenfeind zu werden. Das wäre abgemacht! — Wollen Sie nicht einen kleinen Spaziergang machen, um sich Appetit zu holen, Herr Gmür? — In einer Stunde wird gegessen!"

Gmür befolgte den ihm ertheilten Wink und verließ für einige Zeit das Haus „zu den Tannen“.

Sobald sich Postel allein sah, begab er sich zu seinem Schreibtisch und holte aus einer Schublade desselben einige Manuscripte hervor. Eines davon war das bereits zu ziemlicher Stärke angewachsene Heft, welches seine Selbstbiographie in Romanform enthielt. Er blätterte eine Weile in den aufeinander gehäuften Bögen, von denen die ersten zehn, zwölf seine eigene Handschrift zeigten, die sich zuletzt schon ganz unleserlich gestaltete, während die späteren Gmür's deutliche Kanzleischrift zur Schau trugen. Das ganze Werk, das sich unter dem Schlagworte „Ein Mann aus dem Volke“ zu einem Abrisse seines Lebens gestalten sollte, mochte, nach der Anzahl der Bogen zu schließen, bis tief in den zweiten Band vorgeschritten sein — besonders seit der Rückkehr von Schwalbach hatte er mit fieberhaftem Eifer an demselben gearbeitet, als ob es ihm darum zu thun gewesen wäre, das Manuscript sobald wie möglich zu verwerthen.

Er vertiefte sich bald in diese, bald in jene Stelle,

schüttelte, nachdem er einige Seiten gelesen, unzufrieden den Kopf, und sagte endlich, die Bogen zur Seite schiebend

„Ja, ja, es ist die reine Zwangsarbeit — nichts in diesen Schilderungen hält den Vergleich mit meinen früheren Arbeiten aus — ich finde auch nicht ein Kapitel, welches der Brautfahrt des guten Toffel Bärenhäuter auch nur den Schuhriemen aufzulösen verdiente! Warum soll ich mich selbst der Welt gegenüber, die mich von einer besseren Seite kennt, durch die Veröffentlichung eines schwächeren Geistesproductes in ein schiefes Licht stellen? Des leidigen Mammons wegen brauche ich ja nicht mehr zu arbeiten! So sei denn tabula rasa gemacht!"

Er erhob sich und ging auf den Ofen zu. Aus dem Korbe, der in der Nähe desselben stand, langte er einige dünne Scheite weichen Holzes heraus, that sie in den Ofen und entzündete sie. Sobald die Flamme lustig aufflackerte, kehrte er zum Schreibtisch zurück und griff nach dem Manuscripte seiner Selbstbiographie. Ein letzter Abschiedsblick ruhte auf den Folioblättern — im nächsten Moment züngelte die Flamme um sie herum. Sie benagte sie bald hier, bald dort, schwärzte diesen Bogen,

verzehrte jenen, langsam rollten sich auch die zu oberst liegenden zu einem sich immer mehr bräunenden Knäuel zusammen, einzelne Fragmente bäumten sich in die Höhe, langsam wurden auch sie zu Zunder. Und je lustiger die durch die Papiermassen genährte Flamme in die Höhe schoß, desto mehr Asche fiel auf den Rost zurück . . .

Postel hatte sich niedergebeugt und sah der Vernichtung der Papiere mit hohem Interesse zu. Wer kann sagen, was in seiner Seele vorging? Vielleicht weilten seine Gedanken in diesem Augenblick in Prag, in Wien, in Amerika — vielleicht sah er im Geiste die Pfarrkirche seines Heimathsdorfes und dieser gegenüber das ebenerdige, ziegelgedeckte Wohnhaus, in dem er aufgewachsen, das Blumengärtchen davor, in welchem er als Knabe gespielt, den schmalen Corridor, in welchem er oft Versteckens gespielt, den mit Wirthschaftsgeräthen bedeckten Hof, auf dem er sich mit seinen Geschwistern umhergetrieben . . . vielleicht auch sah er sich als Gymnasiasten auf dem stattlichen Marktplatze von Znaim, und neugierig zusehend, wie Napoleon dort seine Regimenter defiliren ließ . . . möglich auch, daß der stattliche Renaissancebau des Prager

Kreuzherrenklosters vor seinem geistigen Auge aufstieg, daß er an seine Wiener Abenteuer dachte, an Bertha, die ihm das Leben verschönt, bis ihr Leben zu Asche verglühte drüben überm Weltmeer am Red-River, ganz so wie jetzt hier am Fuße des Weißenstein das letzte Restchen der Papiere, die das Alles geschildert, zu Asche verglühte . . .

Und als keine Spur eines Schriftzuges mehr vorhanden war, erhob er sich, ging wieder zum Schreibtisch, nahm die beiden anderen angefangenen Manuscripte zur Hand und ließ sie erbarmungslos denselben Weg gehen wie den „Mann aus dem Volke“. Und als Alles vorüber war, murmelte er, während ein starres Lächeln um seine Lippen spielte:

„Das war des Schriftstellers Sealsfield Feuerbestattung!“

Drittes Capitel.

Auf der Terrasse des Weißenstein-Hotels sitzt der Banquier Jonas Weinblüh mit seiner Tochter beim Frühstück. Die beiden hatten vierzehn Tage in Interlaken zugebracht, und waren von da nach dem Weißenstein gekommen, wo es Esther sehr wohl gefiel. Während Letztere dem alten Manne ein Stück Weißbrod mit Honig bestrich, durchflog dieser die Briefe, die der Postbote eben gebracht. Es waren Prager Nachrichten, die den Umweg über Interlaken genommen hatten.

„Da haben wir's!" rief Weinblüh plötzlich, indem er die Farbe wechselte. „Es ist früher gekommen, als ich dachte — aber ich hab's immer vorausgesagt! Am Ende hätte ich doch besser gethan, den Teufel nicht an die Wand zu malen — mir ist's doch leid um ihn, nun er hin ist! Es muß etwas Entsetzliches sein, heute sich

noch als mehrfacher Millionär zu fühlen, um acht Tage später nichts sein zu nennen, als den Rock auf dem Leibe! Aber der Großthuer hat nichts Besseres verdient!"

„Was ist das für eine Neuigkeit, die Dich so aufregt, Papa?"

„Der David Gerstel hat seine Zahlungen eingestellt!" beantwortete Weinblüh die Frage. „Mein Disponent schreibt mir, daß er auf eine viel längere Dauer des Krieges gerechnet und sich demgemäß in Baissespeculationen eingelassen habe, die ihm den Hals gebrochen hätten! Weißt Du, Esther, daß der Bub Gerstel im Ernst daran gedacht hat, mein Schwiegersohn werden zu wollen? Jetzt wird ihm die Lust vergehen, um Dich zu werben!"

Esther war purpurroth im Gesichte geworden, hatte jedoch kein Wort gesagt. Weinblüh öffnete einen anderen paquetartigen Brief und rief, sobald er einen flüchtigen Blick auf den Inhalt desselben geworfen, der aus einer dünnen Broschüre bestand, auf deren Titelblatte zu lesen war: „Probe-Vorlesung des Doctors Arnold Weidner anläßlich seiner Habilitirung als Docent der Kunstgeschichte an der Leipziger Universität".

„Das ist doch ein seltsamer Zufall! Ich habe eben eines Bewerbers um Deine Hand Erwähnung gethan, der sich uns gern aufgedrängt hätte — und hier giebt ein Mann ein Lebenszeichen von sich, den ich gern zu meinem Schwiegersohn gemacht hätte!“

„Was muß ich hören, Papa!“ fiel Esther mit komischem Staunen dem Banquier in die Rede. „Du hättest Dich wirklich vermessen, nach alter, aber unschöner Väter Sitte hinter meinem Rücken einen Bräutigam für mich zu suchen? Auf wen kann man sich da noch verlassen, wenn selbst Du Dein Wort so schlecht hältst! — Hast Du mir nicht versprochen, daß Du es nicht machen würdest, wie die anderen Väter unseres Glaubens, die ihren Töchtern die Männer verschreiben von rechts oder links, je nachdem es eben ihnen und dem Geschäfte frommt?“

„Eben weil ich's nicht machen wollte wie die Anderen, hab' ich mein Auge auf Weidner geworfen! Mein Estherchen sollte einen feinen, einen gebildeten, einen berühmten Mann bekommen — daran, daß dieser Mann kein Geld in's Haus brachte und dem Geschäfte von

keinem Nutzen sein konnte, stieß ich mich nicht. Mir genügte ein Schwiegersohn, auf den ich stolz sein konnte! Weidner wäre ein solcher gewesen. Du kannst mir's glauben, Esther, daß ich sehr traurig war, als er mir offen sagte, daß er in meine Pläne nicht eingehen könne!"

„Du hast mich ihm förmlich angetragen?" rief das Mädchen entrüstet, während von Neuem Purpurröthe ihr Antlitz bedeckte.

„Ich habe seine Aufmerksamkeit auf Dich gelenkt, weil ich voraussetzen mußte, daß er als armer Schriftsteller nie so kühn sein würde, sein Auge zu Dir zu erheben. Ich habe auch nichts mehr zu ihm gesagt als: Sie wären der Schwiegersohn nach meinem Herzen — sehen Sie zu, daß Sie Esther gewinnen!"

„Und er? — Was sagte er?"

„Er gab mir eine eben so offene und loyale Antwort, als die Andeutung offen und loyal gewesen war, die ich ihm gemacht. Er nahm meine Einladung an, kam, wie Du weißt, anläßlich einer Gesellschaft, die wir gaben, in unser Haus, erklärte mir jedoch bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbot, mich unter vier Augen zu

sprechen, daß er unter anderen Umständen sich glücklich schätzen würde, als Bewerber um die Gunst eines so reizenden Mädchens auftreten zu dürfen, wie es Esther Weinblüh sei, daß er jedoch leider auf die Ehre verzichten müsse, da er mittlerweile aus gewissen Anzeichen schließen zu dürfen glaube, daß ein weibliches Wesen, für das er eine tiefe Verehrung empfinde, für seine Gefühle nicht unempfindlich sei, sie vielmehr zu theilen scheine".

„Also ein Korb in bester Form!" meinte Esther. „So geht's, wenn man die Tochter verheirathen will, ohne sie zu fragen. Was würde Papa sagen, wenn sich das Töchterchen herausgenommen hätte, in analoger Weise hinter seinem Rücken zu operiren?"

Weinblüh sah seine Tochter betreten an.

„Ja, sieh mich nur erstaunt an!" fuhr Esther lächelnd fort. „Deine Eröffnungen haben mir den Muth zu ähnlicher Offenherzigkeit gegeben. So will ich Dir denn gestehen, daß, während Du mit Deinen diplomatischen Anbahnungen entschiedenes Unglück hattest, ein Mann mein Herz mit Sturm nahm. Nicht anders kann

ich's nennen, so plötzlich ist es gekommen. Ganz so hat es sich zugetragen, wie es in dem Gedichte heißt: „Er ist gekommen in Sturm und Regen, er hat genommen mein Herz entgegen — ich gab ihm das meine, er gab mir das seine".

Weinblüh starrte sein Kind ungläubig an. Esther bemächtigte sich seiner Hand und flüsterte ihm halblaut die Frage in's Ohr:

„Erinnerst Du Dich des Ausfluges nach dem Gebhardsberg? Damals ist's geschehen! Der schöne Mann mit dem rothen Stern auf der Brust hat mir's angethan!"

„Der Kreuzherr?" stammelte Weinblüh entsetzt.

„Er ist kein Kreuzherr mehr! Er hat das geistliche Gewand von sich gethan und denselben Weg beschritten, den Weidner verfolgt. Von dieser Seite kannst Du ihn nicht anfechten, Papa! Er ist gebildet wie Weidner — er wird auch auf seinem Gebiete, der Philosophie, sicher bald zu einem Namen kommen! Und wenn er sich als Gelehrter eine Stellung errungen hat, wird er bei Dir anklopfen und fragen, ob Du ihm Dein Kind anvertrauen willst! Bis dahin sprechen wir nicht weiter von

der Sache, bis dahin bleibe ich bei Dir als Dein treues, gehorsames Kind!“

Esther schmiegte sich an den alten Mann, der nicht wußte, wie ihm geschah, und schließlich gute Miene zum bösen Spiel machte. Ueberglücklich erzählte sie ihm, was für ein guter Sohn Grazian gewesen, wie er nur der Mutter zu Liebe den geistlichen Habit angelegt — ein Mann, der sich so geopfert, meinte sie, werde sicher auch ein guter Gatte und Schwiegersohn werden.

Viertes Capitel.

Primolano hatte lange vermieden, Cattaneo mitzutheilen, daß er bei seinen Speculationen aufgehört habe, Cosima in Rechnung zu ziehen. Er war in Verlegenheit darüber, wie er es dem Freunde beibringen sollte, daß für Letzteren bezüglich des Marquis kein Vortheil heraussehe. Das böse Gewissen veranlaßte ihn, dem Genossen möglichst aus dem Wege zu gehen, und es wurde ihm um so leichter, Cattaneo auszuweichen, als ihn auch dieser seinerseits nicht suchte, seit sich ihm Cosima wieder unsichtbar gemacht hatte. Er hoffte noch immer, daß er die Entflohene wieder finden würde, wie einst in Brescia, und hütete sich, Primolano vorschnell darein einzuweihen, daß man auf Cosima bei den auf Torrieri's Beschwindelung abzielenden Operationen nicht mehr rechnen dürfe. Aber Tag um Tag verging, und Cosima kehrte nicht wieder.

Dagegen führte der Zufall Cattaneo plötzlich den Kammerdiener in den Weg, der ziemlich verstört aussah, da er soeben in ungnädigster Weise seinen Abschied erhalten hatte. Cattaneo war verlegen und erwartete, mit Vorwürfen überhäuft zu werden, daß er sich so lange bei Primolano nicht habe sehen lassen. Statt ihn zur Rede zu stellen, überraschte ihn aber der Kammerdiener mit der Mittheilung, daß er davongejagt sei. Rasch hatte er sich in seinem Kopfe die Details der Darstellung zurechtgelegt, die er Cattaneo bezüglich der Vorgänge, die seine Entlassung herbeigeführt, geben wollte.

„Ich weiß nicht", begann er seine Erzählung, „ob ich Dir bereits Erwähnung gethan habe von dem unvermutheten Auftauchen des Amerikaners?"

„Ich erinnere mich nicht, daß Du je von einem Amerikaner gesprochen hättest!" warf Cattaneo ein. „Wer ist dieser Amerikaner, und in welcher Beziehung steht er zu dem Fehlschlagen unserer Operationen, das leider jedenfalls die nothwendige Consequenz Deiner Entlassung sein dürfte?"

„Der Amerikaner ist ein Mitglied der fürstlichen

Familie Eschingen, welches vor nahezu dreißig Jahren plötzlich in Italien verschwunden und die ganze Zeit über unsichtbar geblieben ist, so daß Niemand zweifelte, daß er längst todt sei, zumal sein Verschwinden mit einer militärischen Action zusammenhing, bei der der Verschollene zusammengehauen worden sein sollte".

Primolano's Erzählung verfehlte nicht den lebhaftesten Eindruck auf den Zuhörer zu machen. Dieser Fürst Eschingen, der in Italien das Leben gelassen haben sollte, war ihm ja wohl bekannt, und er brannte zu erfahren, wieso er jetzt von Neuem störend in sein Leben eingegriffen habe wie damals, wo er ihm die Braut geraubt.

„In Amerika hat sich also dieser seit achtundzwanzig Jahren in Europa verschollene Prinz verborgen gehalten?" murmelte Cattaneo funkelnden Auges. „Er hat sich ein gutes Versteck gewählt, in welchem ich ihn natürlich nicht finden konnte!"

„Wie?" verwunderte sich Primolano. „Du kennst den Amerikaner".

„Erinnerst Du Dich nicht, daß ich Dir einmal vor Jahren erzählte, daß mir ein adeliger österreichischer Offizier

meine Braut abwendig gemacht und dadurch mein Leben in schiefe Bahnen gedrängt habe? Dieser mein Feind und Dein Amerikaner sind ein und dieselbe Person!“

„Wenn dem so ist, dann hast Du alle Ursache, Dich abermals bei ihm zu bedanken!“ sagte Primolano mit einem hämischen Lächeln. „An dem Amerikaner sind unsere auf die Ausnehmung der Mumie gerichteten Pläne gescheitert. Der Amerikaner ist der Bruder der Gräfin Glattau, und als solcher mochte er den Gedanken gefaßt haben, das immense Vermögen der Mumie seiner Familie zuzuwenden. Das ließ sich aber am besten erreichen, wenn der Marquis sich mit der Comtesse Glattau vermählte. Es gelang dem Amerikaner, dem Marquis, der mit dem ihm gesinnungsverwandten Hause Glattau in freundlichem Verkehre stand, ein lebhaftes Interesse für seine Nichte Almerie einzuflößen. Wenn sich alte Leute verlieben, dann trampeln sie mit Elephantenfüßen über alle Hindernisse hinweg — diese Wahrnehmung konnte man auch an meinem Herrn machen. Von dem Augenblicke, wo er im Hause Glattau Feuer gefangen, dachte er nicht mehr an die Silberchatouille, an die Mission, die ihm die Familien-Tradition zugewiesen —

all sein Sinnen concentrirte sich vielmehr in dem Wunsche, in den Besitz der Comtesse zu gelangen. Der Amerikaner förderte offenbar seine Pläne, denn er besuchte ihn oft, und eines Tages fuhren sie mitsammen aus. Wohin sie fuhren, weiß ich nicht, aber sobald mein Herr in seine Wohnung zurückkehrte, verlangte er die Chatouille zu sehen. Du kannst Dir die Scene ausmalen, die nun folgte — sie endete mit meiner Entlassung. Die Vermuthung liegt nahe, daß der Amerikaner Wind davon bekommen habe, was wir gegen den Marquis planten, daß er diesen gewarnt, ihn vielleicht zu dem Maler geführt habe, der Cosima aufgenommen hatte. Gewißheit werden wir nie darüber erlangen, da wir uns wohl hüten werden, in die Höhle des Löwen zu kriechen!"

Diese Darstellung Primolano's, halb Wahrheit, halb Dichtung, weckte in Cattaneo's Herzen den Haß, der in demselben gegen den Erbfeind geschlummert, zu neuem Leben. Der Räuber der Braut und des Reichthums, den ihm diese Braut zugebracht hätte, hatte von neuem feindlich seinen Lebensweg gekreuzt — das sollte ihm schlecht bekommen! Cattaneo wollte sich an die Fersen des Ge-

haßten heften und ihm einen Denkzettel angedeihen lassen, von dem er sich nicht so leicht erholen sollte. Diesmal sollte es dem Verfolgten nicht gelingen, ein Weltmeer zwischen sich und den Rächer zu schieben. In Wien hatte er nichts mehr zu thun, nun ihm Cosima abermals entschlüpft und die Partie bezüglich der Mumie verloren war. Er konnte sich daher ganz und ungetheilt mit seinem Feinde beschäftigen.

Er hielt Nachfrage nach ihm und erfuhr, daß er Wien vor Kurzem verlassen habe. Auch die Mumie hatte der Residenz den Rücken gekehrt. Cattaneo combinirte, daß die beiden Männer eine gemeinschaftliche Reise unternommen haben dürften, die sie der Comtesse Glattau, die in einem Kloster im Rheinthale lebte, näher brachte. Denn Cattaneo zweifelte nicht an der Wahrheit des Märchens, das ihm Primolano aufgebunden, daß die beiden Cavaliere unter einer Decke arbeiten.

Cattaneo verließ Wien und wandte sich nach dem Bodensee, um das Kloster Mariagrün zu recognosciren, in dem er Almerie untergebracht wußte, in dessen Nähe er

die Mumie und seinen Feind, den Amerikaner, vermuthete. Er fand die Mumie in der Nähe von Bregenz, erfuhr in letzterer Stadt aber, daß der Fürst Eschingen eine Reise durch die Schweiz angetreten habe, deren nächstes Ziel Bad Pfäffers-Ragaz sein sollte.

Fünftes Capitel.

Während Cattaneo in feindseligem Sinne Edwin's Spur verfolgte, rüstete sich im fernen Italien ein anderer Mann zur Reise nach der Schweiz. Auch dieses Wanderers ausgesprochenes Ziel war in Berührung mit Edwin zu kommen, nur daß er dabei nichts Böses im Schilde führte wie der Andere. Er war im Gegentheil von den wohlwollendsten Gesinnungen für Edwin beseelt und trug sich mit dem Gedanken, sich ihm anzuschließen, um ihn nie mehr zu verlassen.

Der Leser weiß, daß Edwin in Rom mit Amand zusammengetroffen war. Die Eröffnungen, welche die verwittwete Fürstin Eschingen in Prag Amand gemacht, hatten bei diesem Zusammentreffen der beiden Männer in Rom eine Ergänzung gefunden, auf welche Amand nicht vorbereitet gewesen. Kaum waren ihm in Prag

aus dem Munde seiner hohen Gönnerin Andeutungen über seine eigentliche Herkunft gemacht worden, die ganz geeignet waren, ihn in Aufregung zu versetzen, als auch schon in Rom der Mann an ihn herantrat, dem er sein Dasein zu verdanken hatte.

Bei dem ergreifenden Wiedersehen, welches in Prag zwischen Edwin und seiner Mutter stattgefunden hatte, war Ersterem von Seite der Letzteren die Mittheilung geworden, daß er einen Sohn habe, der zur Stunde in kirchlich-diplomatischer Mission in der Siebenhügelstadt weile. Die unerwartete Nachricht hatte Edwin mit unsagbarer Freude erfüllt. Es war, als ob das drückende Gefühl des Alleinstehens in der Welt, das seit dem Tode Anastasia's auf ihm gelastet, mit einem Male von ihm genommen worden wäre und sein zielloses Leben wieder einen Halt hätte. In der Freude seines Herzens schenkte er selbst dem Umstande geringe Aufmerksamkeit, daß sich sein Sohn einen Lebensberuf erwählt, der so wenig mit seinen eigenen Anschauungen und Ueberzeugungen übereinstimmte und Amand mehr oder weniger von der übrigen Welt isolirte. Von dem brennenden Wunsche beseelt, den Sohn

von Angesicht zu Angesicht zu schauen, eilte er nach Italien. In den langen Unterredungen, die er mit Amand hatte, kam allerlei zur Sprache, wurde Gegenwart und Zukunft erwogen. Wohl ließ der Vater durchblicken, daß er den Sohn gern an seiner Seite haben würde, aber er enthielt sich jedes Wortes, das als eine Pression hätte aufgefaßt werden können. Die Mutter hatte ihm Amand als einen Mann geschildert, der mit Leib und Seele Geistlicher war. Die streitende Kirche konnte nach ihrer Meinung kein eifrigeres Mitglied haben. War ihr doch von der Wandlung, die in der letzten Zeit unter Cosima's Einfluß mit Amand vorgegangen, nichts bekannt, war ihr doch die Verweltlichung des Gemüthes ihres Enkels ein Geheimniß geblieben! So gab sich denn auch Edwin, beeinflußt von den Schilderungen der Mutter, dem Glauben hin, daß er es in seinem Sohn mit einem enragirten Glaubensstreiter zu thun habe, dem gegenüber er sehr vorsichtig auftreten müsse, um ihm durch kein Wort nahezutreten.

Mittlerweile hatte sich Amand in Rom längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, ein Gewand von sich zu werfen, in welchem er sich nicht mehr wohl fühlte.

Er kam sich wie ein elender Heuchler vor, so lange er den Rock trug, der mit seinem Denken und Trachten nicht mehr so ganz zusammenfiel, wie dies wohl ehedem der Fall gewesen. Der Geistliche haftete ihm nur noch äußerlich an — im Herzen war er ein Weltling geworden. Hätte ihn Cosima nicht aufgefordert, die alten Bahnen weiter zu gehen, hätte er seine Häutung wohl auch schon äußerlich vollzogen.

Als sich Edwin von Amand verabschiedet hatte, um zuerst nach Ancona zu gehen und von dort wieder nach Wien zurückzukehren, war von Seite Amand's kein entscheidender Entschluß gefaßt worden. Amand hoffte im Stillen auf ein plötzliches Wiedererscheinen Cosima's, und diese Hoffnung fesselte ihn an Rom. Er wollte die Mission, die ihn dahin geführt, zu Ende bringen. Er hatte Glück gehabt mit seinen Operationen, und die Abmachungen, die er angebahnt, waren schon so gut wie perfect. Da stand plötzlich Cosima eines Tages vor ihm, um sich selbst anzuklagen. Wer kann ermessen, was er in der verhängnißvollen Stunde gelitten, wo ihm aus dem Munde der Geliebten selbst die Gewißheit wurde, daß

mit ihm ein schnödes, berechnetes Spiel getrieben worden? Blutenden Herzens riß er sich von Cosima los. Als sie ihm entschwand, stand es auch unerschütterlich in ihm fest, daß er, wenn er sich nicht selbst verachten wolle, nicht länger der bleiben dürfe, der er äußerlich noch zu sein schien. Mit diesem verweltlichten Herzen, über welches solche Stürme hingegangen, war der Kirche nicht gedient — es war besser, er sagte das offen heraus und bat, daß man ihn freigeben möge. Man hatte ihm nahe gelegt, daß er sich für die von ihm der Kirche anläßlich der von ihm in Rom geführten Unterhandlung geleisteten Dienste eine Belohnung erbitten möge — ein Bischofshut hing für ihn in der Luft, er brauchte die Hand nach ihm nur auszustrecken: er bat, man möge ihm keine Schwierigkeiten in den Weg legen, wenn er den geistlichen Rock aus- und den weltlichen anzöge. Bedauernd gab man seinem Verlangen, das man sich nicht zu erklären wußte, nach. Er war frei und konnte gehen, wohin er wollte, thun, was er wollte. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte zu seinem Vater gehen, und kehrte dieser wieder früher oder später nach Amerika zurück, so wollte er ihm

auch dahin folgen und sich drüben eine neue Thätigkeitssphäre suchen. Da er in steter Fühlung mit seinem Vater geblieben, wußte er, daß sich dieser in der letzten Zeit auf dem Weißenstein angesiedelt. Dahin also lenkte er von Rom aus seine Schritte.

Sechstes Capitel.

Wieder sind wir auf der Terrasse des Weißenstein-hotels unter alten Bekannten. Drüben unter einer Laube hält Edwin Siesta. Während er den Rauch der Cigarre vor sich hinbläst, horcht er mit halbem Ohr auf das, was ihm Almerie vorliest. Seine Gedanken weilen mehr bei seinem Sohne, der sein baldiges Erscheinen auf dem Weißenstein in Aussicht gestellt hat. Er kann den Tag nicht erwarten, der ihm Amand bringen soll. Zwischen ihm und Almerie war besprochen worden, daß sie dann selbander nach Ragaz gehen wollten, um Clemens abzuholen. Sie wollten dann noch alle Drei einige Wochen in den Thälern des mittleren Algäu zubringen, in denen es sich in geschützter Lage bis tief in den November hinein angenehm leben läßt. Mit dem Anfang des Winters sollte Almerie in das väterliche Haus nach Wien

zurückkehren und in demselben bis zum Frühling verweilen, wo sie mit Onkel Edwin die Tour nach Amerika machen wollte. Sie zweifelte nicht, die Zustimmung ihrer Eltern zu diesem Ausfluge zu erhalten, wenn sie erklärte, daß es ihr Freude machen würde, Amerika kennen zu lernen. Clemens sollte den Winter in Teplitz zubringen, von dessen mildem Klima und heißen Bädern sich die Aerzte eine gute Wirkung auf seinen geschwächten Körper versprachen. Edwin beabsichtigte seinem Neffen eine Zeit lang in dem böhmischen Bade Gesellschaft zu leisten und von dort aus einen Abstecher nach Leipzig zu machen, um daselbst Weidner kennen zu lernen.

In einer am entgegengesetzten Ende der Terrasse gelegenen Laube saß der Banquier Weinblüh in Gesellschaft der Amerikanerin Madame Brigitte Slydel, welche nun auch schon einige Wochen hindurch das comfortable Hotel auf dem Weißenstein bewohnte. Sie war früher dagewesen als Weinblüh, und die Annäherung zwischen Beiden war auf eine ungezwungene Art herbeigeführt worden. Wenn man in demselben Hause wohnt, an derselben Gasttafel speist, auf derselben Terrasse promenirt, so ist es ganz natürlich, daß man zuletzt persön-

liche Bekanntschaft macht und sich in Ermangelung von Leuten, welche diese ceremonielle Rolle übernehmen könnten, einander selbst vorstellt. Nachdem Weinblüh zwei Tage lang an Brigitten vorbeigegangen war, als ob er sie nie im Leben gesehen hätte, erspähte er plötzlich eine gute Gelegenheit, sich ihr ungezwungen zu nähern, sie in's Gespräch zu ziehen, sie endlich seiner Tochter vorzustellen. So war er der peinlichen Nothwendigkeit überhoben, der Letzteren bezüglich der Vergangenheit etwas vorlügen zu müssen. Die Bekanntschaft war eben eine neue, erst vom Weißenstein datirende. Sobald er das erste Mal Gelegenheit hatte, Brigitten unter vier Augen zu sprechen, rechtfertigte er sein Vorgehen, und Madame Slydel fand es ganz begreiflich und dankte ihm herzlich, daß er sie würdigte, mit seiner Tochter verkehren zu dürfen. Der Wohlstand, der sie Jahre lang umgeben, die gute Gesellschaft, die er ihr erschlossen, hatten übrigens Brigitten so günstig beeinflußt, daß Niemand, der ihr feines Wesen, ihr getragenes Benehmen und ihre guten Manieren sah, auf die Vermuthung gekommen wäre, hinter der reichen Amerikanerin eine ehemalige Kellnerin aus einer Prager Bierwirthschaft zu suchen.

Esther war auf ihrem Zimmer mit Briefschreiben beschäftigt und Weinblüh mit Brigitten allein in der Laube, so daß sie ungenirt ein Thema berühren konnten, das Beide lebhaft interessirte.

„Endlich hab' ich ihn zu Gesicht bekommen", sagte der Banquier. „Ich hatte mir einen Plan, in seine Wohnung zu dringen, zurechtgelegt, und derselbe ist mir gelungen. Ich hatte mir vorgenommen, an einem regendrohenden Tage das Haus zu umkreisen, in dem er wohnte, und wenn der Regen niederfiele, Schutz in seinen Mauern zu suchen. Vorgestern nun war mir das Wetter günstig. Die Wolken ballten sich am Himmel zusammen, und ich eilte nach Solothurn, mich in der Nähe des Hauses „zu den Tannen" haltend. Der Regen fing wirklich an, gar gewaltig niederzuprasseln, und ich flüchtete zu den „Tannen". Eine Frau, die mich im Flur stehen sah, frug mich, ob ich in ein Zimmer treten wolle. Ich nahm die Einladung freundlich an und hatte mich keine zehn Minuten mit der Frau unterhalten, als ein ältlicher Mann, sich auf einen Stock stützend, eintrat. Ein Blick genügte, mir die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er es war — der

Prager Kreuzherr, dem mein Vater vor sechsunddreißig Jahren die Reisedocumente vermittelt hatte".

„Also wirklich!" warf Brigitte ein. „Erkannte auch er Sie?"

„Er sah mich lange unverwandt an", nahm Weinblüh wieder den Faden der Erzählung auf. „Ich wartete jedoch nicht ab, ob er sich orientiren würde, und begrüßte ihn mit den Worten: „Ich bin dem Zufall sehr dankbar, der mich eine alte Bekanntschaft erneuern läßt". — Er unterbrach mich mit den Worten: „Also wirklich, Herr Weinblüh aus Prag — o ich habe Sie umd den Dienst, den mir Ihr Vater geleistet hat, nicht vergessen!" Er reichte mir herzlich die Hand, erzählte mir in Kürze seine Schicksale in Amerika drüben, hinzufügend, daß er sich auf seine alten Tage in diese Einsamkeit zurückgezogen habe und nicht wünsche, daß es bei seinen Lebzeiten aufkäme, daß der ehemalige Prager Kreuzherr Postel und der Eremit von Solothurn, Charles Sealsfield, eine und dieselbe Person seien. Ich beruhigte ihn darüber, daß er meinerseits unbedingter Discretion sicher sein könne, und wir schieden nach mehrstündigem Beisammensein in gemüthlichster Weise".

„Auch ich bin bei ihm gewesen!“ nahm Brigitte das Wort. „Er hatte eine große Freude, mich noch einmal zu sehen. Als ich ihn bat, die Summe, die er mir vor siebenundzwanzig Jahren auf dem Dampfschiffe geliehen, mit dem er nach Europa herübergefahren, mit Zinsen und Zinseszinsen von mir anzunehmen, schüttelte er den Kopf und sagte: „Ich brauche das Geld nicht — ich habe übergenug. Aber ich möchte mir erlauben, Ihnen eine Andeutung zu machen, wie Sie es gut und zugleich in meinem Interesse verwenden können. In den letzten Zeiten meines Aufenthaltes in Oesterreich hat mir ein Mann wesentliche Dienste geleistet. Er nannte sich Ernst Fricke und war der Sohn eines Scharfrichters aus Znaim. Als ich ihn aus dem Auge verlor — das sind jetzt sechsunddreißig Jahre her — hatte er eine untergeordnete Stellung beim Prager Theater inne. Sie werden in Prag oder Znaim leicht erfahren können, was aus ihm geworden und ob er noch lebt. Er ist in meinem Alter, denn er saß neben mir auf der Schulbank. Trachten Sie den Mann auszuforschen, und wenn Sie ihn finden, so geben Sie ihm das Geld, das Sie mir schuldig zu sein

glauben. Sollte er todt sein, so geben Sie die Summe seinen Kindern, wenn er welche hinterlassen haben sollte, oder sonstigen Anverwandten von ihm". Ich versprach Herrn Sealsfield, Alles daran zu setzen, um seinen Wunsch zu erfüllen, und verabschiedete mich tief gerührt von ihm!"

In diesem Augenblick wurde Esther auf der Terrasse sichtbar und das Gespräch der Beiden lenkte in andere Bahnen ein.

Siebentes Capitel.

Langsamen Schrittes stieg Fürst Edwin den Weißenstein hinab. Er wollte noch einmal Postel besuchen, um sich von ihm zu verabschieden. Stündlich erwartete er Amand's Ankunft, und war dieser erst einmal da, wollte er sich ihm auch ganz widmen.

In Gedanken dahinschlendernd, war er bis zu einer Stelle gekommen, wo der Weg eine rasche Wendung machte und überdies ein Fußsteig sich von ihm abzweigte, der steiler abwärts führte als der bequeme Pfad. Wer diesen Fußsteig betreten wollte, mußte sich schwindelfrei fühlen, da er sich an der Seite eines schroffen Abhanges hinzog.

Edwin hatte es nie gewagt, diesen jäh abfallenden Steig zu betreten, und auch heute wollte er achtungslos an demselben vorübergehen und in bequemer Richtung

vorwärts schreiten, als er sich plötzlich den Weg verstellt sah. Ein Mann, der offenbar an dieser Stelle auf ihn gelauert hatte und ihm in Folge der Biegung, den der Weg hier machte, bis zum letzten Augenblick unsichtbar geblieben war, stand mit einem Male neben ihm und machte Miene, ihn von der angenehm gangbaren Linie abdrängen und dem gefährlichen Seitenpfad zuschieben zu wollen.

„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?“ fragte Edwin, die feindselige Absicht des Anderen sofort erkennend und stehen bleibend.

„Der Moment der Abrechnung ist endlich gekommen, mein Herr!“ sagte der Fremde in leidenschaftlichem Tone. „Erkennen Sie mich nicht?“

„Sie sind der Mann, der kürzlich in Rom in Pater Amand Xavery's Wohnung kam, als ich mich eben dort befand!“ beantwortete der Fürst in ruhigem Tone die Frage des Händelsuchenden.

„War das unsere einzige Begegnung?“ ließ sich der Andere wieder vernehmen, während er sein Gegenüber funkelnden Auges maß.

„Ich glaube Ihnen schon bei unserem zufälligen Zusammentreffen in Rom gesagt zu haben, daß sie einem Manne ähnlich sähen, der vor Jahren mein Leben in eigenthümlicher Weise beeinflußt hatte!“ gab Edwin unbefangen zurück, indem er seine Augen forschend auf dem Anderen ruhen ließ, der jetzt mit einem unheimlichen Lächeln bemerkte:

„Es nützt Ihnen nichts, daß Sie mich glauben machen wollen, Sie kannten mich nicht! Ich sehe nicht blos dem Manne ähnlich, der, wie Sie sich auszudrücken belieben, vor Jahren Ihr Leben in eigenthümlicher Weise beeinflußte — ich bin in Wirklichkeit der Mann, dessen Leben Sie selbst in so eigenthümlicher Weise zu beeinflussen beliebten, daß er dabei zu Schaden und um Alles kam, was ihm lieb und theuer war. Ja, sehen Sie mich nur an — ich bin Cattaneo, dem Sie die Braut raubten, den Sie zeitlebens unglücklich machten. Aber die Stunde der Rache hat geschlagen — Sie sollen nicht lebend von der Stelle kommen“.

Cattaneo zog einen Revolver aus der Tasche und richtete ihn auf Edwin, der seinen Stock zur Abwehr

erhob, die Worte: „Feiger Mörder“ zwischen den Zähnen murmelnd.

„Ehe ich schieße, will ich mich zuvor noch einen Augenblick an Ihrer Todesangst weiden!“ rief Cattaneo grinsend. „Ich bin dem Zufall dankbar, der Sie mir gerade hier in die Hände spielte! Mein Instinct hat mich gut geleitet! Ich habe Sie von Stadt zu Stadt verfolgt, von Bregenz nach Ragaz, von Ragaz nach Solothurn — in Ragaz war es Ihr eigener Cousin, der mich über Ihren Aufenthaltsort orientirte, als ich mich ihm in der Maske eines Freundes nahte, der Sie in guter Absicht suche. In Solothurn erfuhr ich, daß Sie auf dem Weißenstein wohnten — ich habe den Weißenstein seit Tagen nach allen Richtungen recognoscirt und mir beim Passiren dieser Stelle immer gedacht: Hier möchte ich Sie haben unter vier Augen, um die Bilanz zu ziehen! Und es ist gekommen, wie ich es wünschte — ich habe Sie —“

Edwin sah die Katastrophe herannahen und war entschlossen, einen Versuch zur Rettung seines Lebens zu machen. Fast in dem Augenblick, wo Cattaneo Miene

machte, den Revolver abzufeuern, führte er mit seinem Stock einen wuchtigen Schlag gegen den Arm des Angreifers, der jenem eine veränderte Richtung gab. Wohl knallten die Schüsse, aber die Kugeln verfehlten ihr Ziel. Cattaneo schickte sich wuthschäumend an, von Neuem zu feuern, aber in diesem Augenblick erklomm ein stattlicher junger Mann hochgerötheten Gesichtes mit Sturmschritten die Höhe. Er war den steilen Pfad hinangeschritten und schon der Stelle nahe, wo dieser in den bequemeren Weg einmündete, als er schießen hörte, und dies ihn veranlaßte, seine Schritte noch zu beschleunigen, so daß er gerade noch rechtzeitig erschien, um Cattaneo an der Ausführung eines neuen Mordattentates zu hindern.

Mit einem Blicke hatte der jugendliche Ankömmling die Gefährlichkeit der Lage erschaut, in welcher sich Edwin befand, und sich ohne Bedenken auf den Angreifer geworfen, um ihm die Waffe zu entwinden. Mittlerweile hatte Edwin in seinem Retter seinen Sohn erkannt, aber der freudige Begrüßungsruf, mit dem er das Erkennen begleiten zu wollen Miene machte, erstarb ihm auf der Lippe, als er wahrnahm, welcher Gefahr sich der Unbewaffnete aussetzte,

als er den Kampf mit Cattaneo aufnahm. Schon wollte auch Edwin seine Kraft einsetzen und sich auf Cattaneo stürzen, als dieser plötzlich einen Schrei ausstoßend unsichtbar wurde. Er war, mit seinem Gegner ringend, den steilen Abhang, der zur Seite des Pfades, auf welchem Amand heraufgekommen war, gähnte, rücklings hinabgestürzt. Bald hätte er Amand mit sich in die unermeßliche Tiefe hinabgerissen — der junge Mann taumelte und hatte Mühe, das Gleichgewicht zu behaupten und sich auf den Füßen zu erhalten.

Vater und Sohn sahen einander stumm an. Dann umarmte der Erstere den zur rechten Zeit hier Aufgetauchten und sagte mit bewegter Stimme:

„Ohne Dein zufälliges rechtzeitiges Erscheinen läge ich jetzt wahrscheinlich an der Stelle jenes Wahnsinnigen mit zerschmetterten Gliedern in der Tiefe, oder mit durchschossener Brust auf diesem Wege — denn lebend wäre ich dem Wüthenden kaum entschlüpft!“

„Gott sei Dank, daß es so gekommen ist!“ rief Amand. „Laß uns jetzt selbander vollends hinabsteigen, den Fall beim Ortsrichter zur Anzeige bringen und Leute

aufbieten, die den Herabgestürzten aufsuchen sollen. Hast Du eine Vermuthung, warum er Dir an's Leben wollte?"

„Ich werde Dir das später erzählen", beschied Edwin den Frager. „Jetzt laß uns keine Zeit verlieren und gehen".

„Ich frug nur", meinte Amand, „weil der vom Himmel so sichtlich Gerichtete einmal auch in mein Leben eingriff und es doch seltsam ist, daß sich Deine und meine Wege mit seinem Lebensgange kreuzten!"

„In der That seltsam!" murmelte Edwin, lebhaft ausschreitend.

Achtes Capitel.

Acht Monate sind seit den in den letzten Capiteln erzählten Begebenheiten in's Land gegangen. Am Bord des prächtigen Dampfers, der an einem der letzten Maitage des Jahres 1860 den Hafen von Hamburg verlassen hat, um der Neuen Welt zuzusteuern, weilen vier Menschen verschiedener Altersstufen, jedoch alle einer Familie angehörig, und halten den Blick unverwandt auf die nur noch in unbestimmten Umrissen sichtbaren Gestade Deutschlands gerichtet. Sie gehen Alle gern hinüber, und doch haftet ihr Auge mit Wehmuth an den grauen Linien der ihren Blicken immer mehr entschwindenden deutschen Erde .....

Edwin hält Almeriens Hand in der seinen und hat sanfte Worte der Ermuthigung für das junge Mädchen, das sich gern stark zeigen möchte und doch wieder im

Innersten erbebt, wenn es daran denkt, daß sich das Weltmeer immer breiter zwischen dasselbe und den Mann legt, dem ihr Herz gehört.

„Du hast an mir das beste Beispiel, daß man auch aus Amerika wieder zurückkommen kann!“ richtete Edwin das schmeichelnde Wort an seine Nichte. „Ich wette mit Dir, daß Du nicht den zehnten Theil der Zeit in Amerika verleben wirst, die ich drüben zubrachte. Nach dem Urtheil, das ich mir über Weidner anläßlich meiner persönlichen Begegnung mit ihm gebildet habe, wird er höchstens drei Jahre brauchen, um es zu etwas zu bringen. Sobald uns das Kabel die Kunde bringt, daß er den curulischen Stuhl einer Professur sich eroberte — sei es auch nur einer außerordentlichen — setzen wir uns wieder auf und dampfen nach Europa zurück! Dann giebt's ein außerordentliches Bräutchen mehr in der Alten Welt, denn eine Comtesse, die einen außerordentlichen Professor heirathet, ist doch ein außerordentliches Bräutchen!“

Almerie lächelt unter Thränen und sieht den Onkel dankbar an, der sich so bemüht, ihr die traurigen Gedanken aus dem Kopf zu scheuchen.

Seitab von der Gruppe stehen Amand und Clemens. Der Letztere hat den ehemaligen Geistlichen liebgewonnen und sich innig an ihn angeschlossen. Er hat keine Idee von dem nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse, in welchem Amand zu Edwin steht, er glaubt vielmehr, daß Amand eine Art geheimer Mentor sei, den ihm die Familie zur Seite gegeben. Er findet es sehr zart von seinen Angehörigen und ist ihnen innerlich dankbar dafür, daß sie ihm den Geistlichen mehr als Freund und Berather beiordneten und ihm so das Subordinationsverhältniß weniger drückend machten. Er hat die besten Vorsätze und geht mit dem Willen nach Amerika, drüben ein anderer Mensch werden zu wollen, als der er in Europa gewesen. Er hat sich vorgenommen, seinem Vater zu beweisen, daß er kein verlorener Sohn sei. Die Wässer von Ragaz-Pfäffers und Teplitz haben ihm die physische Kraft wieder gegeben, und er wird drüben auf den ausgedehnten Besitzungen seines Oheims tüchtig die Hände regen können.

Amand hat, als er das Schiff betrat, Alles von sich geschüttelt, was ihn bedrückte und beengte — auch er geht

hinüber mit dem Vorsatze, drüben ein neues Leben anzufangen, das in keiner Beziehung an das frühere anknüpfen soll. Mit der Vergangenheit hängt er nur noch durch ein wehmüthiges Erinnern zusammen. Auch dieses denkt er mit der Zeit von sich zu thun. Oft kommt ihm Altmeister Goethe's Wort in den Sinn:

„Amerika, Du hast es besser, als unser Continent, der alte,
Hast keine verfallnen Schlösser und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern und vergeblicher Streit".

* * *

Während die Vier nach Amerika hinüberdampfen, ist die Mumie auf dem Wege nach Pest. Der Marquis hat Monate lang mit sich gekämpft und ist endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß es für ihn auf Erden ohne Cosima's Besitz kein Glück gebe. Wie er vordem sein Herz an Almerie gehängt, so denkt er jetzt ununterbrochen an Cosima. Es ist ihm zu Sinn, als ob sie von jeher zu seiner Lebensgefährtin bestimmt gewesen wäre. Wäre Primolano's Intrigue gelungen, hätte er sie nicht selbst unbeabsichtigt durch die plötzlich erwachte Neigung für Almerie

gekreuzt, in welche er den Kammerdiener unvorsichtiger Weise eingeweiht, so wäre Cosima ohne Zweifel seine Frau geworden. Warum sollte er sie nun nicht freiwillig zu seiner Gemahlin machen? Daß sie mit gegen ihn intriguirt, das hatte sie durch eine rücksichtslose Selbstanklage gesühnt. Nach Allem war zu erwarten, daß sie ihm für den Rest seiner Tage — und wie lange konnte er noch leben? fragte er sich selbst wehmüthig — eine treue Gattin sein würde. Sie war aus gutem Hause, und er brauchte sich vor der Welt der Verbindung nicht zu schämen. Und verführerisch schön war sie auch — so schön, daß alle seine Pulse flogen, wenn er an sie dachte und sich ihr Bild vor Augen zauberte . . . .

So machte er sich denn eines Tages auf und reiste nach Pest, um Cosima's Vater aufzusuchen. Er hatte eine lange Unterredung mit ihm, und das Resultat derselben war, daß Willinger seine Tochter, die sich unter den geistlichen Schwestern befand, welche in einer weiblichen Strafanstalt in Böhmen die Besserung der weiblichen Züchtlinge erstrebten, einlud, ihn zu besuchen. Cosima folgte dem Rufe, und der Marquis warb in bester Form

um ihre Hand. Sie erbat sich eine kurze Bedenkzeit, und als diese um war, erklärte sie ihm folgen zu wollen, wenn er darauf verzichten wolle, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, wenn er einwillige, mit ihr ein Stillleben auf seinen Besitzungen zu führen. Er war entzückt von diesem Vorschlage.

* * *

In der ebenerdigen Wohnung „beim heiligen Vincenz“ in der Pelikangasse in Wien ist keine Staffelei mehr zu sehen. Eines Tages ist in dieser Wohnung ein Mann erschienen und hat dem Maler fünfzehnhundert Napoleons auf den Tisch und ein Billet in die Hand gelegt, welches folgende Zeilen enthielt:

„Lieber Bruder Aichard! Sie werden sich sicherlich noch Ihres Collegen Carl Postel erinnern, den Sie einmal in Wien hätten ablösen sollen. Postel lebt noch und grüßt Sie. Sie werden die Summe nicht zurückweisen, die Ihnen der Ueberbringer dieser Zeilen einzuhändigen beauftragt ist. Ihr alter Freund Postel kann dieselbe leicht entbehren, und Ihnen wird sie ein sorgenloses Alter bereiten. Der einzige Dank, den Ihr

einstiger College von Ihnen beansprucht, besteht darin, daß Sie nach nichts Weiterem fragen und fremdes Incognito genau so respectiren, wie man das Ihrige fortan respectiren wird".

Der Maler hatte gethan, was der Brief ihm angesonnen. So gern er etwas Näheres über Postel's Schicksale erfahren hätte, er that sich Zwang an und behelligte den Mann, der ihm das Geld und den Brief gebracht, mit keiner Frage. Er begnügte sich, an Irminger mit bewegter Stimme die Worte zu richten:

„Drücken Sie dem Manne, der sich meiner so freundlich erinnert hat, die Hand, wie ich Sie hier Ihnen drücke".

* * *

Madame Brigitte Slydel hat Ernst Fricke aufgefunden. Er trieb sich in Böhmen als Director einer Schauspieler-Wandertruppe umher, welche im Winter Städte unter zehntausend Einwohnern und im Sommer kleine Bäder unsicher machte. Man kann sich denken, wie dem Manne die zwanzigtausend Dollars zugute kamen, die sie ihm auszahlte, zu dem ursprünglichen

Capital Zinsen und Zinseszinsen hinzufügend. „Das kommt von Ihrem Landsmanne, dem Kreuzherrn, dem Sie vor 36 Jahren in Wien und Prag wesentliche Dienste geleistet haben!“ hatte sie zu Fricke gesagt, als sie ihm das Geld einhändigte. — „Postel lebt!“ entstürmte es Fricke, Brigitte schnitt ihm jedoch das Wort vom Munde ab, indem sie ernst sagte: „Er lebt, wünscht jedoch nicht, daß man von ihm oder über ihn spricht. Genießen Sie den Wohlstand, mit dem er Sie auf Ihre alten Tage umgeben hat, und schweigen Sie!“

* * *

Jahre kamen und gingen. Sie brachten Weidner eine geachtete wissenschaftliche Stellung. Nach Heidelberg, wohin er einen Ruf erhalten, hatte ihm Edwin die Braut zugeführt. Almeriens Eltern hatten sich seufzend in das Unvermeidliche gefügt und geduldet, daß ihre Tochter einem Bürgerlichen die Hand reiche. Edwin, der noch vor dem Ausbruche des amerikanischen Secessionskrieges einen Theil seiner Besitzungen in Louisiana zu Geld gemacht hatte, hat sich dem Heidelberger Haushalte angeschlossen und erhöht dessen Gemüthlichkeit. Amand und

Clemens regen drüben fleißig die Hände und strengen ihren Geist an, um mit Macht gegen die Nachtheile anzukämpfen, die der große amerikanische Krieg nothwendig für Edwin's Besitzungen im Gefolge hat, die sie zusammen bewirthschaften. Aber auch der längste Krieg nimmt ein Ende — er hat einige Millionen von Edwin's Vermögen verschlungen, aber die beiden Männer treten mit ihrer ganzen Kraft in die Bresche, die Vermögensscharte auszuwetzen. Fürst Alphons hat sich längst mit seinem Sohne ausgesöhnt, da er unzweifelhafte Beweise erhalten hat, daß der Letztere einen neuen Menschen angezogen hat.

* * *

Auch Grazian ist in den Hafen einer sicheren Stellung und zugleich in den der Ehe eingelaufen. Die Summe, die ihm Postel durch Irminger hatte zugehen lassen, war ihm sehr zu Statten gekommen. Dem Gelde war damals ein Billet beigelegen, das nichts als folgende lakonische Phrase enthielt: „Ein alter Exkreuzherr sendet dem jungen Exkreuzherrn in bester Absicht ein kleines Viaticum mit dem Wunsche, daß es ihm wohlgehen möge".

Der alte Weinblüh hat sich von seinem Geschäfte zurückgezogen und ist nach der rheinischen Universitätsstadt übersiedelt, in der sich Grazian und Esther seßhaft gemacht haben.

* * *

Postel=Sealsfield lebte noch einige Jahre. An einem Maitag des Jahres 1864 starb er. Frau Vögtlin drückte ihm die Augen zu. Wie sein Testament, in welchem er die Familie Postel in Mähren zum Erben einsetzte, alle Welt in Erstaunen setzte, das ist noch in Jedermanns frischer Erinnerung.

Ende des vierten und letzten Bandes.

Gundling, Julius

Zwei Kreuzherren Roman

Bd.: 4. Band

1881